LG
H4675p

Prosaische Schriften

in drei Bänden

von

Moritz Heimann

Dritter Band

S. Fischer · Verlag
Berlin 1918

446419
13-5-46

Alle Rechte vorbehalten
insbesondere das der Übersetzung

Meinem lieben E. R. Weiß
dem Freunde, dem Künstler

Inhalt:

Seite:

Elegie am Sardasee 11
Das Haus 17
Die Heimat 29
Veränderte Landschaft 38
Die Kastanie 49
Dörfliches 55
„Pflaumen" 64
Der Bürger 72
Der Verkehr und die Seele 80
„Relativ" 84
Die Spindel 87
Aphoristisch I 90
Tao 99
Hans Thoma 106
Walden 109
Über Tod und Sterben 119
Was ist das: ein Gedanke? 123
Aphoristisch II 127
Der Laie und das Museum 134
Briefe von Multatuli 148
Kathedralen 158
Die Solistin 166
Ein zufälliges Gespräch über historische Glaubwürdigkeit 172
Ein Brief 186
Fahrt über Land 192
Die Birken 202
Das dunkle Licht 212
Die Verwandlungen des Dionysos 232

Statt einer Einleitung

Elegie am Gardaſee

An Hölderlin

Herrſchte ſtrengeres Maß in der deutſchen Sprache,
unabwendbar erlitten und freudig dennoch,
ja, dann müßte mir hier ein Lied aufblühen,
würdig, daß ein Greis es zur Laute ſänge,
würdig zugleich, daß ſo ein junger und zorniger,
fehlerſpürend, es zählte, ein Gelehrter.
Sirmio grüßt ſeeüber. Vergebens ruf' ich
Vers und Metrum der großen Alten herauf.
Unſre Sprache vermag mit Recht ſich,
zeugend von Gott und Göttern, von Welt und Welten,
gut und gern der griechiſchen Woge vergleichen
und dem römiſchen Fels; doch immer meint ſie's
uranfänglich und ernſt, und ſieht ſie den Fluten,
ſtürzend und rauſchenden, ſieht ſie gar den Steinen

Väter zugleich und Kinder des Elementes:
Senien ſich geheimnisvoll entwinden,
wandelt ſie abſeits, einſam, und ſpielt nicht. Aber
ſtreng iſt jegliches Spiel und beugt ſich gänzlich
unter Geſetz und zerſtörte ſich gänzlich,
wollte es vom Geſetz nur das Kleinſte zerſtören.
Wer ſich aber vermißt des freieren Tanzes,
ungezwungen vom diamantenen Zwang, den rettet,
daß er ſinnlos eitel ſich nicht verſchwende
und verderbe zugleich den ſtill bereiten
Anteil der mitlebenden Menſchen, — rettet
nur der Dämon des zornwahrhaftigen Auges,
Senien ein Empörer, den Sterblichen aber
lebenbeſiegelnd ein Hort und Bote des Schickſals.
Doch wie wagt' ich ein ſolches Beginnen! Es müßte
mir ja warnend und in die Seele beſchämend
des geliebteſten Dichters, des Übergriechen,
Überchriſten und ach, wohl Überdeutſchen,

breit erhobene Hand den Mut verbieten.
Oder — wie ist mir? — hat er mich schon ergriffen
heiter wie ein Gespenst, und führt mich aufwärts
diesen seligen Hügel hinauf? Verdien' ich's?
Sirmio grüßt herüber, und jene
durch den Ölwald pflügenden Ochsen,
jene selben sah das Auge Catulls.
Mächtig schritt zur Seite des niederen Wagens,
damals wie heut, im Schmucke des
messingfarbigen, üppigen Haars der
schwere Bauer, und seine willigen,
träge schreitend, die weißen Tiere,
lenkte der Knabe voran, gestreift vom
Atem der Nüstern warm. Und
schmal war des Pfluges Biß in die steinebesäte,
trockne, doch übergütig schenkende Erde. —
Solches zu sehn mit leiblichem Aug', vergingst du,
und im Traum nur sahst du das Land der Sehnsucht.

O, dein Traum, ich weiß es, beſiegte
wohl mein Auge und jedes andere wohl.
Deine Sehnſucht, bereit zu Werk und Geſtaltung,
Nachklang, Vorklang hohen, geſteigerten Lebens,
ach, ich darf ihr die meine nicht vergleichen,
wenn auf den kahlen Feldern mir das Mondlicht,
den Planeten vor meinem Fuß verwandelnd,
täuſchend, löſend, oft die geängſtete Seele
heimatlos in der Heimat irreführte.
Und ſo jetzt geh' ich irre, verſäume wieder
Tag und glückliche Stunde und flammenden See und
grünerbrauſendes Kap, und fühle heimlich
die Gedanken zum kargeren Lande hinziehn.
Bis die Glocke mich weckt, die raſſelnde drüben —
denn ich träumte — jedoch das Ohr, unwillig
öfters, daß nicht Ruhe die Türme geben,
freut ſich unvermutet des Klangs, und wie ſie
überall von den Bergen, zu Bergen hinüber,

rufen, lärmen und Klingeln, vernimmt die Seele
leiſe aus dem Gewirr melodiſche Regung,
irr und lieblich und ſchwermutvoll. Und
alles ſchmilzt. Und nichts zu tun. Und Luft und
Seufzer zu ſein, wird des Bergs und der Seele Begier.

Das Haus

An Hermann Stehr

Es gab eine Zeit, wo ich mir in Berlin keinen lieberen Weg wußte als unter dem Säulengang um die Nationalgalerie herum. Er führt aus der Enge und Bedrängtheit des Tages und der Zeit hinaus und läßt den Wandelnden doch nicht vor dem Menschlichen fliehen, sondern triumphieren in ihm. Ja, es ist, als ob die ganze Macht des Menschengeistes und seine edle Segensätzlichkeit zur Natur in der kürzesten Formel vor uns ausgesprochen, im einfachsten Bilde dargestellt würden, wenn wir Säulen sehen, die Gebälk tragen: Wir gehen unter den Säulen ohne Hast, mit ruhigem Schritt, der Blick wird klar und wartend, der Nacken aufrecht.

Zwar Leute, die das Wesen jedes Dinges in seiner Geschichte sehen, werden uns vom Klassizismus erzählen, und uns glauben machen, daß auf die Formen des Altertums zurückzugreifen genau ebenso berechtigt war in jenen

paar Jahrzehnten, wie das Spiel mit Rokoko in andern. Aber wir wollen ihnen nicht glauben. Was, was ist es doch, was uns so adelt und heiter kräftigt, wenn wir den einfachen Urgedanken: zwei Pfosten und ein Querbalken drüber, verschönt aus seiner innerlichsten Gestalt heraus, sehen, und wenn wir fühlen, daß er uns schützt, uns sondert und zusammenfügt, uns vornehm macht!

Gehst du durch die Straßen der Stadt, so gehörst du nicht mehr dir. Die Bewegung des Lebens, das dich umkreist, ist an der Not, der schlimmsten Not, und an den Leidenschaften, den trübsten Leidenschaften, entzündet. Entweder wird es dich betäuben und verdumpfen und zerschlagen, oder es wird dich am Treibriemen des Mitleids in seinen Lärm hineinziehen zur gröblich vereinfachten Bewegung. Draußen aber, weit draußen, wo die Bäume und die Felder und die fernen Wälder und der weite Himmel um dich sind, auch dort gehörst du nicht mehr dir: du wirst zur Pflanze; der Wind, der durch das Gezweige zieht und den Blättern Sprache gibt, hebt die Gedanken deines Herzens, weht sie, läßt sie sinken, wie er will; nur dich Pflanze läßt deiner Seele Beruhigung frisch werden und stark dort draußen. Denn wenn du aufmerkst und irgend die lebende, atmende Sichtbarkeit zu einem Bilde machst, so ordnest du Formen, ordnest Farben, nach einem Gesetz, das nicht in der Unendlichkeit um dich wahrnehmbar ist und nur in deiner Seele, Mensch, der du bist, als ein Urbild lebt: die Zahl nur kann es ausdrücken; die in der griechischen Sprache Rhythmos heißt; doch willst du es in einem Gleichnis sichtbar machen, so errichte

zwei Pfosten und lege einen Balken darüber. Den Baugrund hat dir kein Gott geschenkt; du selber mußt ihn dem Meere oder dem Flugsand abzwingen, und sichern und schützen mußt du ihn neu an jedem Tag.

Ich hatte einmal eine lange Zeit, eine längere, als Seele und Sinne ohne Schaden aushalten, in der Stadt bleiben müssen. Ich glaube nicht, daß Blut und Leben eines Menschen, der Vergnügen empfindet an Nachdenklichkeit und Selbstbesinnung, im gleichen Rhythmus gehen kann mit dem der großen Stadt. Er muß, scheint mir, die Beziehung fortwährend gestört und sich selbst eigentümlich verwirrt fühlen; ähnlich wie die Wahrnehmungen im Auge und im Ohr auseinandergezogen werden, wenn wir uns weiter und weiter von einem mächtig niedersausenden Hammer entfernen: es trennen sich der Schlag und der Krach. Auf das höchste war in mir diese Verwirrung gestiegen; immer blasser, gespenstischer, quälender waren die Gedanken geworden. Darum machte ich mich, es war an einem Herbstabend, auf, die Heimat zu besuchen. Die Abfahrt von Berlin am Abend ist immer eine letzte, bittere Prüfung. Es ist, als ob auf den von Tag und Jahr Gedrückten die Dämonen alle, denen er entfliehen will, noch einmal losschlügen mit verdoppeltem Grimm und Hohn. Der Zug fährt in die dröhnenden Bahnhallen, und just unter uns kreischen die Bremsen in das gepeinigte Ohr. Die Türen werden mit solchem Knallen zugeschlagen, daß das Gehirn fast einen blutenden Schmiß fühlt wie von Peitschenspitzen. Die Dämmerung ist hereingebrochen, und oben

auf dem Wagen knirscht dumpf der springende Schritt des Arbeiters, der die Lichter in den Abteilen anzündet, recht trübselige Flämmchen. Und in fernen Straßen brennen die Gaslaternen, öde, zwecklos, eine jede in ihrer eignen dunstigen Lichthülle unsäglich einsam. Draußen im Freien wird es nicht besser. Man tritt an die Fenster, versucht von den dunkelnden Feldern Frieden zu erholen, aber es ist, als ob er draußen vor den Scheiben bliebe, sichtbar, doch unnahbar; streng und groß. Zu dumpf, zu fühllos ist das Herz. Und eingesperrt in unsre Haut, wie wir sind, fühlen wir eine bittere Ungeduld in uns aufkommen und wachsen; nicht die frohe, beschwingte Ungeduld, die das Ziel schneller heranreißen möchte, — sondern eine peinigende, hilflose, die an kein Ziel mehr glaubt. Und endlich hält der Zug, bei einem kleinen Bahnhöfchen, das, von seinem Dorfe fern, mitten im Felde liegt. Ich steige aus, und mit wenig mehr als hundert müdhaftigen Schritten erreiche ich die Chaussee.

Siehe, da ist es, als ob mit einem Schlage das Leben sich änderte. Die Zeitrolle im Gehirn dreht sich langsamer. Es kommt von allen Seiten eine tiefe, weiche Stille und eine tiefe, weiche Finsternis. Sie kriechen heran, schweben daher, sinken nieder, ich bin ganz eingehüllt von ihnen. In den Ohren ist noch ein wunderliches Bewegen wie von unhörbarem Rädergetriebe. Allmählich schwindet es, und ganz befreit und weich bedrückt gehe ich meinen Weg.

So ist es jedesmal; so war es auch an dem Herbstabend, von dem ich erzählen wollte. Anfänglich war es

mir undurchdringlich dunkel erschienen; aber während ich ging, kam Teilung in die einige Finsternis. Matt schimmerte das Band der Chaussee vor mir her, und über ihren Rändern, hoch gegen den Himmel gehoben, dunkler im Dunkeln, kamen die Klumpen der Baumkronen einer nach dem andern aus der toten Schwärze hervor. Die Stille, die süße Melodie, gewann sich Harmonieen. Ein Hund bellt in einem fernen Dorf; ein andrer, herrenloser, der über die Felder hergekommen sein mag, scheut entsetzt zurück, ich höre sein Stutzen, die schnelle Wendung, das Davonbrechen im klappernden Lupinenfeld, und er hat einen Nachtschrecken mit mir ausgetauscht, einen sehr tiefen Schrecken, der keine Angst ist. Mächtig aber über uns allen, über Feld und Baumkronen, Mensch und Tier, braust ein kalter, breit rollender Herbstwind. Als ich ungefähr eine Viertelstunde gegangen war, sah ich, scheinbar noch weit von mir, etwas Dunkles sich bewegen, dem ich mit jedem Schritt und in der Täuschung der Nacht noch schneller näher kam, als wenn es stillgestanden hätte, während es sich doch vor mir her entfernte. Und fast plötzlich war ich an seiner Seite und erkannte die ungewissen, plumpen Umrisse eines Mannes. Als ich an dem Wandernden, die Zeit bietend, vorüber wollte, antwortete er und fügte dem Gruß meinen Namen hinzu. Ich blieb einen Schritt stehen, bis er wieder an mir war, und sah ihm ins Gesicht. Ich erkannte ihn; es war ein ehemaliger Schlächtermeister, der, wie mir erst im nächsten Augenblick einfiel, vor Jahresfrist aus einem Nachbardorf in das unsrige gezogen war. Kein

irgendwie angenehmer oder ausgezeichneter Mensch; aber er hatte viel von der Wildheit, dem Wagemut und der unreinen Genußsucht seines Berufs. Er war von großer körperlicher Stärke; war aber beim Ringen um den Preis eines Achtels Bier von einem Schornsteinfegergesellen hingeworfen worden und hatte dabei einen Knöchel gebrochen. Er kaufte wohl mal ein verdächtiges Stück Vieh, betrieb aber dieses Geschäft nur nebenbei und ohne die Planmäßigkeit, die ihm ein Vermögen hätte schaffen können. Er spielte viel und mit Leidenschaft, mit den Karten, mit den Würfeln, auf den Rennplätzen; alles aber mit geringem Verständnis und so gänzlich vom Glück gemieden, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit alles Geld verlor, sein Geschäft ruinierte und schließlich mit wenig mehr als ein paar dürftigen Pferden in unser Dorf zog, wo das Abfahren der für Kohlengruben geschlagenen Hölzer ihm einigen Verdienst eröffnete.

Immer war er lärmend und herrisch gewesen, und im Ungestüm des Fahrens hat ihn kaum einer übertroffen. Donnernd war er mit seinem großen Wagen ins Dorf gestürmt, mochten die Pferde nun, im Wechsel der immer lebendigen Tauschlust, jung und glatt oder struppig und alt — in jedem Fall aber sicherlich mit allerlei Fehlern behaftet — sein. Mit einem Ruck hatte das Fuhrwerk vorm Wirtshaus stehen müssen, und sogleich hatte er mit seiner brüllenden Stimme aus den Häusern gelockt, wen er gebrauchte: den Hausdiener, der den Pferden ein Futter vorschüttete und zu trinken gab, den Schmied,

der an dem wilden Tun seine bewundernde Freude hatte; und drei oder vier zweideutige Besitzer, die gern herumfaulenzten und eines Trunks, der nichts kostete, und eines Handels, bei dem sich's auskommen ließ, weil jeder den andern betrog, gewärtig waren. Knäuelte sich so vor der Rampe des Wirtshauses das lärmende Wesen, so fehlte nur noch, daß etwa gerade ein ächter Bauer vom Felde kam, in einem leichten Bretterwägelchen mit zwei sehr großen, glänzenden, jungen Pferden davor, die in einem halb nervösen, halb trägen Schritt daherzogen. Dann mußte der Bauer mit mißtrauischem und mißbilligendem Blick knapp genug grüßen, vorbeifahren, nach einer Weile aber von seinem Hofe her langsam und wie ziellos wiederkommen, beiläufig ins Wirtshaus treten und wie von ungefähr mit dem Schlächtermeister und seinen Kumpanen am gleichen Tisch niedersitzen, immer lauernd, auf seiner Hut und nicht ohne Verachtung.

Eigentlich hatte ich diesen Mann nie anders als in solchem Zusammenhang gesehen und von seinem Zusammenbruch nur durch Hörensagen erfahren. Wie er aber jetzt neben mir ging, war seine Erscheinung von Grund aus verändert. Er war noch dicker als früher; aber alles an ihm war kraftloser geworden. Er ging sehr langsam und knickte bei jedem Schritt ein. Er sprach ganz leise und mußte sich, kurzatmig werdend, oft unterbrechen. Ich fragte ihn, wo er herkäme. Er antwortete umständlich, mit einer gemachten Sorglosigkeit im Ton, die mich ergriff. Er war in ein paar Nachbardörfern gewesen, um sich nach Arbeit umzusehen. Er sagte ein

paar allgemeine Bemerkungen über die schlechte Zeit, über die Bedenklichkeit des herannahenden Alters, über die Zweideutigkeit des Lebens überhaupt. So gingen wir nebeneinander. Der Finsternis war ich gewohnt worden und unterschied das Gelände und sah auch den Himmel nicht mehr als eine einzige schwarze Decke, sondern sah ungeheure, wuchtige Wolken sich schieben, die alle in derselben Richtung zogen, aus einer unerschöpflichen Heimat von gewaltigen Winden vertrieben und gescheucht. Der gramvolle Herbst war zu spüren, das Klagelied des besiegten Lichtes zu hören, die düstern Chöre der siegreichen Nacht.

Und neben mir schritt der gedrückte, gedemütigte Mann, der Arbeit gesucht und nicht gefunden hatte, und sprach mit seiner eintönigen Stimme. Wir näherten uns einem Licht, das vor einem Gasthof schimmerte, in welchem, wie es jedem Verkehr der Umgegend bequem lag, kaum einer, der vorüberkam, versäumte einzukehren. Hier hatte mein Begleiter mehr als einmal wöchentlich aufgeregte, tobende Stunden seiner Geschäfte und seines Vergnügens verbracht; und ich hegte nicht den mindesten Zweifel, daß er jetzt, nach einem langen Marsche, dort Rast machen würde. Aber mit Erstaunen und wunderlich betroffen sah ich, daß er nicht von der Chaussee abbog und, ohne zu zaudern und ohne nach den hellen Fenstern hinzusehen, fürbaß schritt. Doch hörte er auf zu sprechen und ging nun den ganzen Rest des Weges schweigend neben mir.

Auch ich hätte nichts zu sagen vermocht. Zu deutlich

spürte ich, daß mein Begleiter durch Leib und Seele die Zerrungen der großen Verwandlung gespürt hatte. Er hatte die Stimme gehört, die wer weiß vor welchen Richterstuhl lädt, und wußte mit jedem Atemzug, daß er ihr würde folgen müssen. Der Tod war nicht mehr Etwas außerhalb seiner; an den alles Lebendige nur mit seinen Gedanken, nicht mit seinem Wesen glaubt und dem es zu entrinnen hofft; sondern er war in ihm drin, und jeder Atemzug führte nun nicht mehr weiter in den Garten des Lebens hinein, sondern aus ihm hinaus. Nun hätte er wohl nicht mehr atmen, nicht mehr leben mögen — um nicht sterben zu müssen. Aber er mußte atmen, mußte leben, dem schwarzen Ziele zu. Und das alles, ich fühlte es an meiner Haut, war nicht dunkel in ihm, sondern er wußte es mit jedem Schritt und jedem Wort. —

Und ich, ich wanderte durch die Nacht in einem Gefühl, das aus Ergebung und Verzweiflung gemischt war. Fernab von meiner Seele lag die Stadt, und der leichte Schimmer von ihr, den die Augen noch am Horizont ersahen, war ohne Leben. Das abgründige Gesetz der Not hatte aus einem lange verstummten Munde zu mir gesprochen, dem nicht wie dem Menschenmunde widersprochen werden konnte, — dem Munde der Kreatur. Ja, wenn der Tag und die Bewegung und das Licht und die Leidenschaften müde werden und ihr Truggespinst ins Nichts zerflattert und die Nacht sternenlos, kühl, von Winden stöhnend, heraufkommt — wie schweigt dann, was je geredet hat, und wird beredt, was sonst im Schweigen lag. Des Menschen Sohn regt sich in uns, der nicht

hat, wohin er sein Haupt lege. Jeder Käfer hat sein Grübchen, jeder Vogel sein Nest. Doch mit innigerem Grauen denk' ich an ihre Ruhe als an eines listigen, lüsternen, zusammenschreckenden Tieres Streifen und Jagen. Wie qualvoll leer und überflüssig und spielerisch erschien mir da das historische Treiben des Menschenvolks. Das Kind, das mit der Fußspitze ein Steinchen vor sich her schnellt; es wieder einholt und weiter stößt; dem Bogen, den es am Widerstand der Erde macht, aufmerksam folgt; und wenn es weggesprungen ist und nicht mehr zu finden, an einem andern das Spiel fortsetzt. —

Wir waren in einen Sandweg eingebogen, der von der Chaussee weg uns heimführte. Eine kleine Kiefernschonung fing uns den Wind ab, und um auch des surrenden Geräusches an meinen Ohrmuscheln ledig zu werden, blieb ich stehen. Da wurde es, indem sich der tappende Schritt des Gefährten immer mehr verlor, ganz still, lebensstill. Vom kühlen Hauch des Daseins angeblasen, fröstelte plötzlich die Seele. Ich ging weiter, die Schonung hörte auf. Über das kahle Feld her fegte der Wind; laut plapperten die Blätter einer Pappel am Wege. Ich kam am Kirchhof vorbei und stieg nieder ins Dorf, das lag im Schweigen da. Lichter schimmerten noch aus den Fenstern, hier war der Giebel eines Stalles hell, dort breit die ganze Front einer Scheune. Unter dem Dach der Bäume in den kleinen Vorgärten war schwärzeste Finsternis. Zuweilen schlug ein Hund an, klirrte in einem Stall eine Kette, blies murrend eine Kuh.

Als ich nun an meinem Hause ankam, in der Bedrückung

und der Freude stillgefaßt, und über Hof und Flur ins Zimmer strebte, war es mir, als zöge mich das Dunkel noch mit elastischen Banden zurück. Dann aber saß ich am Tisch, sah im Schimmer der Lampe das kleine vertraute Zimmer, die bescheidenen Bilderchen, das Wandbrett mit Büchern, den braunen Topf mit Astern. Es war warm zwischen den vier Wänden, der Kaffee duftete, und das Gespräch ging schnell übers Persönliche hinaus. Freudig gab ich mich dem behaglichen Zustand hin; wo waren die Nachtgeister, die Notgeister, die sich an mich gehängt hatten? Waren sie draußen geblieben, wehrt ihnen die Schwelle, die zu einem Herde führt, den Eintritt? Doch das Gefühl, das mich wärmte und kräftig beruhigte, glich nicht der Geborgenheit eines Flüchtlings. Nein, sie mochten wohl in mir, um mich sein — mochten sie nur! Ich hatte sie zur Ruhe verwiesen, und über ihre stummen Mahnungen hinweg flog der hoffende Blick. Das Schwankende, Ungewisse, Willkürliche der Kultur verwandelte sich in Triumph, das Spiel wurde zum Sieg. Es gab wieder Geschichte und Kunst und Verwaltung, Macht, Willkür, verstiegenes Grübeln, heitere Bettlerheiligkeit. Die Not ist ein Fressen, das man nicht lange zwischen den Zähnen haben darf.

Fragst du nun, was so schnell mich neu belehrt hat? — Und meinst doch, daß es die Wärme des Zimmers war, und die milde Helligkeit, und die Bilderchen an der Wand, die Bücher und der Topf mit Astern? Nein, das alles war es nicht; sondern daß das Zimmer rechteckig war wie eine Schachtel.

Da hast du was zum Lachen, ein Rechteck scheint mir ein großes Ding. Die Schwerkraft, die die empörte Welle zurückruft und den Sturz der Gebirge mächtig zersplittert, — zwinge sie zu ihrer einfachsten Sichtbarkeit: nimm eine Wasserwage und ein Pendel — sie schenkt dem Menschengeist den rechten Winkel; mit ihm baut er sich seine Kammer, seine Arche Noah auf der großen Flut. Aus der strömenden Fülle der Erscheinungen reißt der Mensch mit schöpferischer Kraft ein paar Grundbeziehungen heraus, und unfähig, sich dem dumpfen, kreatürlichen Geschick zu entziehen, errichtet er mit ihrer Hilfe eine Segenfestung. — Am letzten Ende aber: wie könnte er das, wenn er den rechten Winkel, der ihm geschenkt wird, nicht schon vorher besäße? — — —

Die Heimat

Eine Art Brief

An Rudolf Rittner

Man sollte seiner Heimat nicht allzu treu sein, sie ist auch uns nicht treu. Und nicht jede Veränderung wird beim Wiedersehn so bereitwillig aufgenommen wie im vorigen Jahre, als die wenig befahrenen Landwege vom kniehohen, blauen Natterkopf binsendicht starrten oder am Rande der Kiefernwälder Thymian sich duftwölkend in großen, üppigen Kissen breitete. Der Wechsel der Frucht ändert den Charakter eines Jahres weniger als der des Unkrauts, und also gibt es blaue Jahre und rote und gelbe Jahre. In diesem Jahr hatten Trockenheit und Sonnenglut die Flechten, die unsre Ödländer durchziehen, vom Graubraunen ins Schwarze gebrannt und in die Landschaft einen dunkleren, vertiefteren Grundton gewirkt, durch den Staubschleier hindurch, der den Himmel in einem siechen, schmerzlichen Blau zitternd stehen ließ und, wie die Atmosphäre eines trockenen Meeres, alles durchdrang, bis hinein in die Tinte des in der Tasche bewahrten Füllfederhalters. Diese Wechsel von Jahr zu Jahr, wert, bis

ins Kleinste aufgezeichnet zu werden, diese immer erneuernden, gerade beim dürftigen Maße so ergreifenden Schicksale unsrer Mutter Erde sind es natürlich nicht, die das Herz als Untreue empfindet. Wohl aber bleibt man gekränkt stehen, wenn man, aus einem Forst tretend, statt, wie gewohnt, die Ebene vom dürr gewordenen Grase wehend, ungebrochen vor sich zu haben, einen Ziegeleischornstein sieht, als Linie sinnlos und unerträglich in seiner Einzelheit, und um ihn die erste Tiefe aufgerissen, Bahnen für Loren, Drahtseil, Trockenschuppen, alles neu und unbevölkert mißmutig. Möge der Besitzer sein Geld verdienen; einen meiner gewohntesten und liebsten Spaziergänge aus vergangenen Tagen hat er mir zerstört. An einer andern Stelle, wo ich, die Bahn verlassend, mit dem ersten Schritt auf die Chaussee wie erlöst Äcker in unendlicher Sanftheit zu einem Hügel gerundet sah, ist mir ein Schloß und Park vorgebaut worden, ein neuer Park, hauptsächlich, mit Christian Morgenstern zu sprechen, aus Zwischenraum bestehend, doch ein Park mit künstlichen Alpenlandschaften, mit Teichen in Fischform, ein Schloß, als hätte ein Baumeister von 79 seine Befähigung erweisen wollen, zu bauen wie 1911. Sein Besitzer wird die höchsten Manövergäste der Saison unter seinem säulengetragenen Dach empfangen, er hat ein Stück Leben dieses Lebens vernichtet. Das schlimmste freilich ist, daß die Dorfstraße gepflastert wurde. Früher ging ich in dem weichen Straßensand wie in einer Mulde, jetzt bin ich um einen Meter erhöht und sehe den Dächern aufs Dach. Das Dorf tut sich nicht mehr so verträumt zufällig aus der sandigen Landschaft auf,

verliert sich nicht mehr in sie, wie früher, als ob es ein etwas tieferer Atem mit langsamem Ausatmen wäre, den die von sich selbst ermüdete Heide sammelt und entläßt. Sondern es trotzt, es renommiert; es tut so, als ob es eine bewußte Existenz hätte.

Und das alles beunruhigt mich um so mehr, als ich mir bei diesem ersten längeren Aufenthalt zu Hause sagen muß, daß ich hier fremder geworden sei, als ich ahnte. Wohl ist mein Blick schärfer geworden; aber in der Tat sind die Menschen nicht mehr dieselben, die sie waren. Ich rede mir das nicht ein, ich höre es aus dem Munde der wenigen, zu denen sich das alte Verhältnis erhalten hat. Sie klagen darüber, daß es keine Nachbarschaft mehr gebe, jeder sei nur für sich, jeder sei des andern Teufel. Aus der früheren Generation weiß ich Züge wie den folgenden: Ein Mann kommt unter einem Vorwand zu uns, er steht herum, länger als sein Geschäft nötig machte, und endlich bittet er, meinen schwerkranken, schlummernden Vater, den er nicht sprechen kann, doch sehen zu dürfen. In der Tür des Krankenzimmers bleibt er eine Weile schweigend stehen, sieht in das Gesicht des ihm von Jugend auf bekannten Mannes und verabschiedet sich; am nächsten Tage erfährt man, daß er ausgewandert ist, nach Queensland. Ein andermal brachte ein Bauer eine Traube und eine Birne und legte sie dem Schlafenden auf die Decke. Es ist unmöglich, sich Ähnliches heute vorzustellen. Die Veränderung geht bis ins Mark; und was sie hervorgebracht hat und wodurch sie entstanden ist, das könnte man ja ausrechnen, aber was nutzt das? Die Nähe Berlins, die

Sozialdemokratie, der Bund der Landwirte, alles das, was man den Geist der Zeit nennt, es ist auch das nur der Leute eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Ich brauchte nur das Gerücht zu verbreiten, daß ich in der Lotterie gewonnen oder daß meine Frau geerbt hat, und ich würde sogleich eine andre Gesinnung gegen mich spüren. Dieses, daß ich Bücher lese und mir daraufhin mit Hilfe eines königlich preußischen Professors meine Zimmer tünchen lasse, das ist ihnen suspekt. Der Bauer weiß es nun einmal, daß er das Notwendigste auf dieser Erde produziert, und das gibt ihm seinen Stolz; zugleich aber auch seine Aufsässigkeit, die je nachdem voll Hohn, voll Spott oder voll Mißtrauen ist gegen jeden Nichtstuer.

Dabei vermag ich mich doch nicht so frei zu halten, daß ich das Leben der Bauern, seine Härte und Preisgegebenheit, nicht bewunderte. Sehe ich gar Menschen im Zustande der tiefsten Armut, des Schmutzes und der Tierheit, so komme ich leicht dazu, diesen Zustand als den wahrsten der Menschheit anzusehen und die Vergeblichkeit, ja Sündhaftigkeit alles Glanzes, aller Schönheit und alles Geistes zu glauben. Es ist mir, als ob diese Yahoos, diese ungewaschenen Kinder, deren Sprache, nur weil wir sie verstehen, über die der Tiere gehoben scheint, es ist mir, als ob sie bewiesen, daß der Mensch keine Seele habe. Und was dann an eine Seele glaubte und sich auf diesem Glauben baute und auferbaute, rechtfertigte und verklärte, das wäre Unsinn, und es gälte nur die reine, elementische Kraft. Ist es Schwäche, was sich gegen diese Philosophie empört, ist es Großmut, oder ist es die einfache Tat-

sache, daß ich mein Leben nicht im rechtwinklig bestimmten Zimmer zubringe, sondern im Freien, Namenlosen, in der Luft des Himmels? Niemals bin ich hier einem Gedanken oder Tonfall unterlegen, der mir Gewißheit aufdrängen wollte.

Und allmählich beschwichtigte sich die Unruhe, und aus der bürgerlichen Fremdheit wurde jene andere, trächtige, aus der sich die Wallungen eines tiefen Erstaunens ins Herz ergießen. Sonderbar genug verdankte ich das nicht den alten, unberührten Wegen, nicht den Seeen, den Äckern, nicht dem Wiesenstreifen, den der kleine Fluß durch den Sand zieht, mit dem Blick auf den ferne basaltsteilen Kiefernwald; ich stand an der Ziegelei, sah den Abraum über der Tonschicht zum Berge aufgeschüttet, wie den Wundrand neben der Wunde, und es war mir plötzlich, als hätte ich das in meiner frühesten Kindheit genau so gesehen. Am Ende könnte wohl nur der Kaiser von China verlangen, daß zugunsten seines poetischen Gelüstes etwas stilleistünde irgendwo auf dieser Erde. Wenn statt des einen Riesenschlotes dreie stehen werden, wird es schön sein, sie von weitem über das Dorf ragen zu sehen. Der eine ist ein Strich, die dreie, wie ich aus Kunstaufsätzen lernen kann, werden die Vertikale zu unsrer horizontalen Landschaft sein. Gesegnet sei die Häßlichkeit! Wer heute sieben Jahr alt ist, und neben dem Bahndamm, der der großen Stadt zustrebt, mitten in Gärten und Laubenkolonieen, die Riesentafeln täglich vor Gesicht hat: kauft nur in Spezialgeschäften, oder Kavalierzigaretten für zwei Pfennig, oder fünfunddreißig Kilometer bis Berlin, der

wird mit vierzig nicht begreifen, daß die Dinger häßlich sein sollten. Sowenig wie ich zum Beispiel je begreifen werde, daß ein Windmotor häßlich ist. Sehe ich einen seine bunten, schmalen, schrägen Scheiben langsam drehen, so sind es die fünf unverschütteten ersten Kinderjahre, die nach dem Zauber ausschauen; es wird mir abenteuerlicher zu Sinn, als bei einem Märchen; es zuckt mir ein schwacher, süßer Schwindel in den Ohren, das ganze Rund, das die Augen fassen, scheint wiedererkennensselig in mich zu stürzen, und da erwache ich, und alles ist vorbei. Es ist nichts geschehen; ich habe mich nur erinnert; ich bin zu meinem Traum erwacht; der begrabene, scheintote kleine Adam hat sich gemeldet; und diese Sorte Erinnerung ist das Wahr- und Trostzeichen, daß wir leben. Sie ist ein später Puls der Pubertät, unserer zweiten Geburt, der Geburt des Geistes; ein Lot davon mehr wert, als ein Zentner der gemeinen Erinnerung.

Ich fing an zu Hause zu sein; und bin es vielleicht dem anfänglichen Unbehagen schuldig, daß ich meine kleine Welt nicht, wie sonst, wie den Wind an meiner Haut fühlte, sondern daß ich sie sah und ihre Energieen kostete. Niemals bisher hatte ein Mückenschwarm so zänkisch im Lichte gestanden. Niemals hatten die Wolken der Staare sich in so muskulösen Windungen in die Baumkronen geworfen, niemals so tobsüchtig gelärmt, niemals, wenn ein Steinwurf sie vertrieb, eine so tiefe Stille hinterlassen, tief wie die Dunkelheit hinter dem Prasseln der Raketen. Ich hörte zum erstenmal den zarten Silberpfiff der Fledermäuse. Ich sah, daß der Tag sich keineswegs

unmerklich in die Nacht verliert. Ich erlebte, daß der Sommer sich nicht unmerklich in den Herbst verwandelt. Es war da ein wütender Kampf von einem Abend zum Morgen, in welchem der Herbst, der Winter geboren wurde. Es sind nicht bloß Worte des Ungefähr: Tag und Nacht, Frühling und Winter; es sind Worte der Wahrheit, Bezeichnungen für Wirkliches. Herbst ist ein Geist. Ich glaube an eine übersinnliche Welt; aber sie ist nicht göttlicher, als die sinnliche ist. Und, wenn ich nicht an eine Welt glauben wollte, die weiter reichte als unser Verstand, weiß denn der Verstand, wie weit er reicht? Dieses ist so klar wie Musik.

Und so wirklich wie Musik ist das alles hier, mythisch wirklich. Ich sage nicht, daß es hier draußen schöner ist als in der Stadt. Ein Blick von der Marschallbrücke den Schiffbauerdamm hinauf, eine Brandmauer in der Nacht, ein Stück violettentzündeten Himmels mit unvermuteten, hastigen Wolkenflottillen, von den emporschweigenden Häuserfronten ausgeschnitten, die Gaslaternenreihen in einer Straße des Ostens, und, das zauberhafteste vor allem, das Weichbild der Stadt, wo sie so grundlos zage aufhört, grundlos verwegen anfängt, dieses alles, weit mehr als die nachgemachte Natur in Busch und Park, ist an drohender Schönheit unvergleichlich. Nur — hier draußen ist es sanft und ist pflanzenhaft. Es hat einen andern Sinn als Menschensinn, es spricht mit einer andern Stimme als mit Menschenstimme. Ich sehe den Tag mit seinem Drang, die Nacht mit ihren Sternen von Angesicht zu Angesicht. Hier nur fror ich, wenn es kalt war, und

glühte in der Sommerzeit. Und hier empfing ich niemals eine besondere Lehre, sondern die Gewißheit, daß alle Lehren nur Andeutungen und Annäherungen, Gleichnisse der Wahrheit sind, die geheimnisvoll unter dem Schleier der menschlichen Worte zuweilen errötet, zuweilen erblaßt und sicherlich oft lächelt. Die Lehre der Worte ist ein Maß, an der sich meine Lehre, mein Wort, mein Ziel, mein Wunsch, meine Kraft mißt; und messen heißt immer: zu kurz finden. Die Wahrheit aber ist außer dem Maße, und alle Maße ertrinken in ihr. Sie macht die Resignation zu einer Kraft und die Kraft zu einem Traum. Ich hasse das Ferienverhältnis zur Natur. Es ist nicht Land und Landschaft, die mich hier beschenken. Ich muß erst durch sie hindurch, daß mich die Heimat aufnimmt. Heimat, was ist sie? Eine Mutter lebt, und sie trägt alle Sorgen. Jungsein, was war es? In jener Blüte der Jugend, das erstemal und das zweitemal geboren, glaubt man sich gefeit gegen den Tod, gegen den Sieg des Unrechts; man glaubt sich den heimlichen Richter der Welt, der kommen wird, Gerechte und Ungerechte zu richten; man glaubt sich in tiefer Sicherheit, das Weib zu finden, das einem zugelost ist. Sonne, Erde und Licht, das Tier im Walde, der Baum am Wege, alles ist für mich, durch mich, wie auch ich für den Baum, ja durch den Baum und durch das Tier bin. Nicht mit süßerem Mund, als dem der Heimat, sprach je das Leben zu mir — denn alles, was vernehmlich je zu mir sprach, wäre es auch die heilig öde Unermeßlichkeit der Liebe und der Nacht gewesen, es sprach ihre Sprache: wortlos, Gebärde der

schmerzlichen Trunkenheit, gut Gewissen, Rechtfertigung. Hier wurde ich den zweigesichtigen Gott gewahr: Gott-Welt, dessen kein Ende und Ziel ist, in dem ich getragen werde, gegen Wissen und Willen, schwindelnd über den Abgründen, und Gott-Vater, an dessen Hand ich in Ziel und Zufriedenheit ruhe, gegründeten Standes und heiter.

Veränderte Landschaft

Gruß an Orlik

Nach Westen wird die Großstadt Berlin in die festliche Pracht und Ordnung einer Parklandschaft eingeladen. Im Westen sitzt, wie überall in den Städten Mitteleuropas, die wohlhabende und reiche Bevölkerung, durch die ganze Breite der Stadt vor den trocknen, staubigen und der Gesundheit schädlichen Ostwinden bewahrt. Für sie geht der Rhythmus des Stadtlebens so sehr nach dieser einen Richtung hin, daß sie die in der andern sich gewaltig aufstauende Häuserwüste wie ein Hindernis empfindet, durch das zu dringen mehr Entschluß kostet, als sich lohnt.

Wie sehr sie sich damit irrt und was sie durch den Irrtum sich entgehen läßt, weiß jeder, der die Stadt auf dem Wasserwege verläßt und als ersten großen Eindruck die Überraschung erlebt, daß die Spree, die er nur immer als ein gefangenes, beengtes, gespaltenes Wasser ohne Art noch Unart kennengelernt hat, draußen ein richtiger, freier Fluß ist, belebt von Lasten, die er einer großen Menschenansiedlung zuführt, an Riesenstätten der In-

dustrie vorbei, zwischen Ufern, denen sie Wiesen und Gärten schenkt. Und Wirtshäuser, versteht sich. Es ist naturgemäß der Osten, der hier seine Erholung, seine freie Luft und seinen Feiertag sucht; der westliche Berliner kommt selten hierher. Bei Fontane, der das Leben unsrer Stadt in vielen Frühstücken, Diners, Picknicks und Ausflügen geschildert hat — denn das sind seine Kapitel —, gibt es natürlich auch eine Landpartie nach dem Eierhäuschen; im allgemeinen aber pflegt, wer nach Wannsee und Potsdam gewöhnt ist, diesem Zuge seines Herzens treu zu bleiben. In größerer Anzahl pilgert er nach Grünau zur Kaiserregatta, wie der Bewohner des Ostens nach Werder zur Baumblüte. Und doch bereitet sich hierin eine Änderung vor; und man merkt sie gerade, wenn man noch weiter aus der Stadt heraus ist.

Ich fuhr neulich von Erkner über den Flakensee, dann die Löcknitz hinauf. Das ist ein kleiner Fluß, der sich aus dem Roten Luch bei Müncheberg sammelt, an seinem schmalen Zwirn Wiesen in das karge Land aufreiht und auf seinem kurzen, in seiner Bescheidenheit dem leisesten Druck der auch ihrerseits bescheidenen Landschaft nachgebenden Lauf das große Erlebnis hat, daß ein See, sei es auch durch Nachhilfe menschlicher Hand, ihn aufnimmt und wieder entläßt. Dieser See, der Werlsee, rund wie ein Auge, mit einer Insel als Pupille, ist durch einen kurzen Kanal mit einem andern, dem Peetzsee, in Verbindung; dieser auf dieselbe Weise wieder mit einem dritten, dem besonders schön- und reichgewundenen Möllensee. Zwischen je zweien liegt,

wie ein echtes Interlaken, als Grundstock von Villenkolonieen ein Dorf, Grünheide das erste, Alt-Buchhorst das zweite. Fährt man nun von Erkner in dieser Richtung los, so hat man einen Weg durch See, Flußlauf und immer wieder See, ins Herz einer Landschaft hinein, die so bequem erreichbar wie abgelegen ist. Ein Idyll, das unzerstörbar scheint: ich bin einsam, scheint es zu sagen, und ihr könnt kommen, soviel ihr wollt, meine Einsamkeit zu teilen; ihr teilt sie nur, ihr stört sie nicht. Sie kamen denn auch. In Friedenszeiten sieht man die Wasserstraße von Booten wimmeln — überall an den Ufern lagert junges Volk, kocht ab und trägt seinen Freiluftsinn auch in diesen Teil des neuerdings von Mandolinen schwirrenden Deutschlands.

Gegen solch einen frohen, farbigen Tummel gehalten, war natürlich das Ferienleben des Kriegssommers dünn. Aber dadurch eben konnte man erkennen, wieviel Gewöhnung und mehr als Gewöhnung die schöne Wasserstrecke sich bei den Bewohnern Berlins erzwungen hat. Im Frieden, wenn an einem Sommersonntag alles, wie die Bienen um die Heideblüte, herumschwärmt, wundert man sich nicht, wenn man überall Menschen findet; findet man sie hundertmal, so hat man hundertmal das Gefühl des Zufalls. Jetzt ist es anders; jetzt fällt einem jeder Mensch auf, den man seiner Muße nachgehen sieht. Von sich selber weiß man ja, wieso man gerade an dem und jenem Tage gerade das und jenes vornimmt; beim andern weiß man es nicht, und eine Regung abfälliger Kritik über den mangelnden Ernst in währender Zeit

regt sich leicht in unserm pharisäischen Herzen. Aber nicht lange; denn nun sehen wir, wie, zwar dünn gesät, aber doch den ganzen Weg entlang Menschen, und zwar meistens Familien, sich ihrer wer weiß wie schwer errungenen, notwendigen oder schon vom Schicksal mißgönnten Kampfespause hingeben. Es ist doch nicht mehr der Zufall, der die Ufer von Fluß und See bevölkert, bis in die entlegene, wirtshauslose Stille hinein, und darum schließen wir vom mageren Jahr mehr als vom fetten, daß hier für die Zukunft sich ein Teil des Berliner Sommerlebens vorbereitet, der von der üppigen Wannseevilleggiatur ebenso verschieden ist wie von der Bierluft des näheren Ostens.

Aber dem veränderten Uferbild hatte ich fast der veränderten Ufer nicht geachtet. War das noch dieselbe Löcknitz, deren Mündung in den Flakensee früher von ihren eignen Schilfkindern so verdeckt war, daß man sie ohne genaue Aufmerksamkeit nicht fand? Das war ja jetzt ein Fluß, auf dem das Motorboot großen, von Dampfern geschleppten Lastkähnen begegnete und bequem auswich. Und die Woge hinter unserm Boot, vor sich das Wasser vom Ufer absaugend, dann mit ihrem schön gebogenen Schwung darüberschlagend, brach sich an Faschinen oder wurde durch die geradere Absteckung des Flußlaufes an ihrer Kraft gemindert. Und nicht nur, daß der breiter gewordene Fluß einen vereinfachten, die feinsten und schönsten Zufälligkeiten derb korrigierenden Lauf bekommen hat, er verwandelt sich sogar in einen regelrechten Kanal mit hohen Böschungen, und dieser Kanal schneidet

als Sehne den Kreisbogen des willkürlich und verträumt ausbiegenden Flüßchens ab. Ein Kanal ist allerdings ein schönes Ding in einer Landschaft; so schön wie ein Eisenbahneinschnitt; die gerade, mathematische Linie des Menschengeistes bildet zur unendlichen Freiheit der Natur einen ergreifenden, ahnungsvollen Kontrast. Und doch will ein Schmerz, gar ein Unwille über die Veränderung aufkommen. Wir wissen, daß sie gemacht wurde, um die Schätze einer Kiesgrube einzuheimsen, zu der vom Möllensee ein Stichkanal, gleichfalls eine Landschaft von Grund aus verändernd, hinführt. Wir gönnen der Industrie ihr Recht, aber das Beharrende in uns, das jeden geliebten Gegenstand beharren sehen will, ist leicht gekränkt. Sei's drum. „Sah ich den Abendstern um einen Turmknopf wandeln?" Nichts beharrt am Ende, und so bleibt uns nichts übrig, als uns „mit aufgehobenen Händen ins Brausen der Veränderung zu stürzen —," wenn es auch nur ein Rieseln ist. Der Löcknitzkanal reißt einen hochgewachsenen Kiefernwald auf, und siehe da, ein messerdünner Strich Boden trennt ihn von einem nymphäenüberwachsenen See. Vor ein paar Jahren lag er noch so geheim und abseits, so rund und still inmitten der steilen Wände des Kiefernwaldes, daß man erschrak, wenn man unversehens auf ihn stieß und eine meilenweite Abgeschiedenheit in jähem Traume um sich fühlte. Nur den hohen Himmel ließ er in seine Dunkelheit herab.

Ein Tag ohne Zweck — ein Tag ohne Zeit. Das makellose Himmelsleuchten, die Jubelkraft der Sonne, die Gleichmäßigkeit der Fahrt und die in allem Wechsel

einfache Stille des Gesamteindrucks erzeugen im Gemüt einen Traumzustand, an dessen tiefe, zarte Kraftlosigkeit die Stunden — Hunde, die nur das flüchtige Wild jagen — sich nicht herantrauen. Und ist die Zeit ausgelöscht, so macht es keinen Unterschied, wieviel von ihr, Augenblick oder Jahr, vorüber ist. So fahre ich denn die Straße in völliger Eingewöhnung; so wie die Augen es sehen, ist alles gut; so ist es von Ewigkeit her bestimmt; auch Adam, der immer gräbt und schaufelt, ändert nichts daran.

Als ich aber auf der Rückfahrt wieder der Mündung des Flusses in den Flakensee nahekomme, setzt mit scharfem Ruck das Rad der Zeit in meinem Schirn wieder ein. Geradeaus vor mir, hinten am Himmel, stehen parallel riesige Schornsteine mit parallelen, hellgrauen Rauchfahnen. Ich weiß, dort sind Kalköfen und Zementfabriken; dort ist der große Kalksteinbruch von Rüdersdorf, der Stolz und das Märchen meiner Knabenjahre. Aus meinem Heimatsdorf hatten die Zisterzienser Mönche kolonisierend nach Rüdersdorf hinübergegriffen, hatten den nutzbaren Stein gefunden und darüber ihr Feldkloster bei uns vernachlässigt. So hat man mir in jungen Jahren erzählt; wenn ich nach der Stätte des Klosters fragte, hieß es, es sei in den See gesunken und nichts davon übriggeblieben, als die Glocken unsrer Kirche, bis auf eine, bei deren Bergung ein Fischer geflucht habe, worauf sie eine Stimme vernehmen ließ: „Anne Susanne, komm' nimmer zu Lanne," und für immer unterging. Es war die einzige Sage, die bei uns lebendig war, und wir teilten sie noch dazu mit fast allen Dörfern

der Mark, die eine Kirche und einen See haben. Aber was macht das? Es war doch ein eigner, uns gehöriger Gruſel darum, mit keinem andern verwechſelbar. In Rüdersdorf aber gediehen die Mönche, und das Dorf gedieh, und heute bilden die Kalkberge längſt ein eigne Gemeinde, die ihre Muttergemeinde überflügelt hat und deren Entwicklung noch nicht zu Ende iſt.

Und wieder bin ich auf einem Seeenweg, wieder auch, bevor das offne Meer erreicht iſt, auf einem Kanal. Sobald wir aber ins Freie kommen, welch ein andres Bild, als das nun hinter uns weggeſunkene der Löcknitz-landſchaft! Hier haben die Menſchen nicht nur an der Landſchaft geändert, ſondern ſie haben ſie geſchaffen. Drüben über den See, zu uns her, ragt eine hohe Halde, die ſteilen Böſchungen grün bewachſen und bekrönt mit einem phantaſtiſchen Geſtell, das einer rieſigen Winde gleicht. An dieſer Winde wurden die Wagen mit dem Schutt des Geſteins heraufgezogen, der ganze Berg iſt nichts als eine ſolche Aufſchüttung. Hier grub der Menſch Einſchnitte in den Boden, türmte Hügel, be-pflanzte ſie und bewährte ſich als Glied geologiſcher Urkräfte, auch er ein vulkaniſch-neptuniſcher Erdgeiſt. Ja, er bewährte ſich; denn alles wurde ſchön, was er machte. Die Hügel, die er aufwarf, ſtehen ſtolzer, als die andern, die neben ihnen die Natur ſelbſt leiſe gefältet hat. Von dieſen letzteren einer, langgeſtreckt, hat das Dorf an ſeinem Fuß. Daran fahren wir vorbei, vorbei an den ländlichen Gärten, hinter denen ſich die Straße an den Hügelabhang drängt, auf dem früher, wie in manchen

Gegenden der Mark, die Rebe gedieh, so daß man kelterte.

Die Fahrt ist zu Ende; von selbst trägt mich der Fuß zum Hügel hinauf; denn dahinter ist der Tiefbau, nach alter getreuer Erinnerung der reizvollste Teil des ganzen Bergwerks. Ich komme oben an, und wie der Blick, längst innerlich gespannt, erwartungsvoll nach unten fällt — was ist das? Statt der Schienenstränge und Kippwagen, statt der Höhlenlöcher ins Gestein, statt der auf gestürzten Wänden pickenden Arbeiter ist dort ein See.

Um es vorwegzunehmen, ich erfuhr, daß dieser See seit zwei Jahren dort war. Der Abbau hatte sich nicht mehr gelohnt, und so hatte man die ganze Sohle des scharfen, pittoresken Einschnitts unter Wasser gesetzt.

Der Anblick war von einer fremdartig großen, sogleich über die Überraschung hinwegsiegenden Schönheit. Wie oft habe ich in jungen Jahren hier am Rande des Steilabhangs, der jetzt ein Seeufer ist, gestanden und auf die Sprengung einer Kalkwand gewartet. Damals wurden die größeren Bruchstürze in den Zeitungen vorher bekanntgegeben, und die Berliner kamen trotz des Alltags, gewöhnlich war es ein Mittwoch, heraus. Die Besucher mußten sich von der zu stürzenden Wand, da zuweilen die Steine weit herumflogen, in gemessener Entfernung halten, sie standen dicht gedrängt und warteten auf das kurze Schauspiel. Einer dieser sonnenfrohen Tage ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Ein paar junge Kerle, mit dem ächten, noch lange nicht gewürdigten Berliner

Witz, hielten die ganze Gesellschaft mobil. Der eine von ihnen gab dazu, ohne Absicht, Beweise der gleichfalls besonderen berlinischen Form von Hilfsbereitschaft; mitten im Gedränge, wo jeder den besten Platz zum Sehen erlistete, half er, ohne daß es bemerkbar wurde, indem er die Aufmerksamkeit immer durch launige Bemerkungen zerstreute, den kleiner gewachsenen Gestalten, besonders Frauen, nach vorn. Dieser Fürsorge genoß auch eine vergrämte, ältliche Frau und wurde darüber mitteilsam. Sie stammte vom Lande, war in der Stadt verheiratet, ihr Mann war Maurer, ein guter Mann, aber er trank. Seit neunzehn Jahren war sie nicht aus der Stadt herausgekommen. Sie wohnte vorm Oranienburger Tor, in der Schlegelstraße, und hatte ein Zimmer an zwei Studenten vermietet. Der junge Mensch klopfte ihr während ihrer Erzählung lachend auf die Schulter. Wir sahen zu der Wand hinüber, ab und zu verschwand ein Bergmann in den dunklen Stollen, die in das Gestein hineingetrieben waren, dort im Innern von Querwänden geschnitten, so daß die Wand nur noch auf Pfeilern stand; eben diese Pfeiler waren es, die durch Pulver gesprengt wurden. Auf Punkt 4 Uhr war, wie üblich, das Ereignis angesetzt, es fehlten nur noch wenige Minuten.

Plötzlich rief die Frau zu Tode erschrocken: „Herr Gott, mein Portemonnaie!" Sie suchte in allen Taschen, sie fand es nicht, dreizehn Mark waren darin gewesen. Der junge Mensch wollte sie beruhigen, fragte, wann sie es zuletzt noch bei sich gewußt habe. Das war, als sie ihren Kaffee bezahlte, im Restaurant zum Dampfboot. Da

solle sie sich nicht ängstigen, sie habe es gewiß dort auf dem Tisch liegen lassen und werde es auch wiederfinden, der Kellner werde es inzwischen an sich genommen haben. Die Frau ergriff mit Begier diese Hoffnung, ließ sich nicht halten, brach durch die Umstehenden, trotz guter und unwilliger Zurufe, rücksichtslos durch und rannte davon. Eine Glocke ertönte, das Zeichen, daß die Zündschnüre brannten. Weit hinten vor den Stollen der Bergwand liefen die Bergleute, um sich in Sicherheit zu bringen, auseinander auf uns zu, winzig, eilig und doch für uns in einer wunderlichen, durch die Entfernung bedingten Langsamkeit. Wo man fliehen sieht, ahnt man Gefahr; wo Gefahr ist, fühlt man mit. Das Herz schlägt, die Spannung hat ihren höchsten Grad. Schon quillt aus einem Stollen grau, schwer, bösartig der Pulverdampf, schon aus einem zweiten, einem dritten. Durch eine dieser Wolken fährt ein Feuerblitz, und nach einer heftig spürbaren Zeit folgt ihm der Donner. Und nun kommt Schuß auf Schuß aus den schwarzen, grauverquollenen Mündern. Da — ist es nicht, als hebe sich die Wand? In einer unendlich weichen, großartigen Bewegung kippt sie vornüber und schüttet sich als Gesteins- und Geröllhalde aus. Das Schauspiel ist vorbei. Der Zufall will es, daß ich auf dem Dampfer die Frau wiedertreffe, sie hat ihr Portemonnaie gefunden. Ihr Gesicht leuchtet vor Seligkeit. Nach neunzehn Jahren ist sie zum ersten Male leichtsinnig gewesen, hat sich ein Fest gegönnt, und nun ist es wirklich ein so glücklicher Tag geworden.

Der Pulverdampf verzieht sich; keine Halde, keine Stollen; grün blinkt die Fläche des Sees her. Senkrecht steigt das jenseitige Ufer auf, im gelben Licht, quer bebändert durch die Lagerung des Kalkgesteins. Darüber wächst und wuchert es, der weidengraue Sanddorn kräuselt sich aufwärts; weiter zur Höhe führen weiße Birkenstämme die Augenweide in den blauesten Himmel. Und hinter ihnen teilen die Schornsteine mit den gleichgerichteten Rauchfahnen den Horizont auf, schöner als Türme und Burgen.

Die Kastanie

Ein berühmter Reisender hatte mir versprochen, von dem abstrusesten Ort, den er in Indien, China oder Sibirien träfe, einen Gruß zu schicken. Dieser Tage bekam ich seine Karte — aus Peking. Peking, eine Haupt- und Kaiserstadt der Welt, was könnte so besonders abstrus an ihr sein? Das Bild, das auf der Karte zu sehen war, stellt einen eisernen Turm vor, der das Kabel einer elektrischen Überlandzentrale zu tragen hat. In dem Sperrwerk hängt, an dem eignen Zopf sorgfältig befestigt, ein abgehauener Mandschukopf.

Solche luftigen, schlanken Eiffeltürme trifft man jetzt überall in der Welt. Sie wandern an ihren Kabeldrähten, wie die sieben Schwaben an ihrem Spieß, durch die Landschaften, machen sich Platz in den Wäldern, umgehen höflich die Dorfflur, und selbst über märkische Ödfelder, wo wenig mehr als Wolfsmilch und Flechte wuchert,

wagen sie sich, ihrer Aufgabe sicher, von Siedlung zu Siedlung. Es ist nicht zu leugnen: sie sehen hübsch aus. Sie sind solide fundamentiert und steigen zweckhaft präzise, aber auch zweckhaft schön und zierlich, schmal zu ihrer stattlichen Höhe auf. Und oben blinken die großen porzellanenen Isolatoren und strecken sich allerlei dünne phantastische Henkel unter den Kabel. Hübsch wie sie, sind auch die Häuser, aus denen ihnen ihre Kraft und Aufgabe zufließt. Da gibt es draußen beim Dorf zum Beispiel das Häuschen für die Transformatoren. Es ist aus Ziegelsteinen gebaut, von einem richtigen edlen Ziegelrot, nicht jenem widerwärtig bläulichen oder gelblichen, das man sonst wohl trifft. Kein überflüssiges Ornament stört den Blick, das Dach befriedigt den Blick, das Verhältnis von wagerecht und senkrecht erfreut ihn. Freilich heult es aus diesem Häuschen ohne Unterbrechung; und sooft der Wind will, ist die Stille auch aus der tiefen Nacht des Dorfes vertrieben. Sonst aber tut die ganze Anlage der Landschaft wohl, und man sieht ordentlich, wieviel Kulturgewissen heutzutage in einer mächtigen industriellen Unternehmung bei der Arbeit ist. Sie hat sich sicherlich einen der modernen exakten Künstler zu Rate gezogen und will ihrerseits nicht mehr an der rücksichtslosen, neben dem Nutzen keinen andern Gedanken ehrenden Verbreitung moderner Häßlichkeit teilhaben.

Nun aber gilt es noch, von den großen Kabeln die kleinen Leitungen in die Häuser, Ställe, Molkereien und Werkstätten zu bringen. Pfähle werden eingegraben und

Drähte gezogen. Die Pfähle sind nicht ganz so mathematisch gerade wie gußeiserne Säulen. Man sieht ihnen noch an, daß sie einmal nach ihrem eignen Willen in Wäldern hochgewachsen sind, und sogar die Verknotung der Zweige ist noch erkennbar. Armselig aufdringlich lümmeln sie sich durch die Dorfstraße, drücken sich wohl das eine Mal eng an den Zaun, tappen dafür an andrer Stelle mitten in den Weg, kommen der Kirche näher, als es einer Kirche anstehen sollte; und kurz: sie betragen sich ganz wie zu Hause und wissen nichts von einem Charakter des Dorfes, der zu schonen oder gar zu erhöhen wäre. Sind nun einmal die Masten eingegraben, so muß der Draht sie verbinden, und der kann keine Rücksichten nachträglich nehmen, die jene nicht vorausssehend genommen hatten. Er zieht sich durch die Baumkronen, und dünn wie er ist, was könnte das schaden? Aber dünn wie er ist, fordert er mehr Respekt, als man seiner Unansehnlichkeit zutraute. Einen Meter um ihn herum darf kein Zweig sich strecken und kein Blatt sich schaukeln, weil der Gefahr des elektrischen Kurzschlusses vorgebeugt werden muß. Und also gräbt sich dieser Faden von einem Wurm einen wahren Riesentunnel durch das grüne, lebendige Laubgewölk.

Vor der Schmiede steht eine mächtige Kastanie, ein Wahrzeichen alter Handwerkerseßhaftigkeit. In ungeheurer Drehung ist der Stamm nach rechts geschraubt, als ob eine gewaltige Bewegung ihn ständig aus der Erde heraustriebe und eine ebenso gewaltige Hemmung ihn zurückhielte. Die weit und dicht entfaltete Krone

beschattet einen Platz vor der Schmiede, daß die Pferde, die beschlagen werden, vor Sonnenbrand geschützt, ruhiger still halten, beschattet auch die Schwelle und das Dach. Eines Tages wird auch neben dieser sichtlich verehrungswürdigen Kastanie, knappe sieben Schritt von ihr entfernt, ein Mast für die elektrische Leitung errichtet, ein Ding, das, gerade noch als ehemaliger Baum erkennbar, wie die Karikatur eines Baumes aussieht. Nicht lange, und die Blaujacken, die das Geschäft zu besorgen haben, machen sich in verdächtiger Weise an die Kastanie heran. Besonders der eine dieser Arbeiter, der aus humoristischen Gründen die Steigeisen den ganzen Tag nicht von den Schuhen läßt und jeden Schritt in übertrieben kavalleristischer Manier tut, versucht, zum Gaudium seiner Kollegen, an dem dicken Stamm aufwärts zu gehen. Immer wieder bleibt er mit gekrümmten Knieen, auseinandergenommenen Händen und witzig dummem Gesicht davor stehen.

Endlich kommt ein andrer, der sich keine Zeit zu Späßen nimmt, mit einer Leiter und setzt sie an die Kastanie. In diesem Augenblick steckt der Schmied seinen Kopf zur Tür heraus und blickt aufmerksam und scharf wie ein Seemann — ganz wo anders hin. Dann ruckt er den Kopf halb und den Blick ganz zu den Arbeitern und fragt beiläufig: „Was wollt ihr da?" Und damit ist der Krach fertig; bald beteiligt sich das halbe Dorf daran; die Arbeit der Elektrotechniker stockt. Besonders über den Spaßmacher unter den Arbeitern läßt der Schmied seinen Zorn immer heftiger aus. „So ein Lump," sagt

er zu seiner Frau, „der schon gesessen hat, der in seinem Leben vielleicht nie einen Baum pflanzen wird!" Es wird gestritten und verhandelt. Am späten Nachmittag findet sich von ungefähr am Zaun der Schmiede ein Bauer ein, der ein Interesse daran hat, die Leitung bald fertig zu sehen. Und von ungefähr träufelt er dem Handwerker die Wahrheit ins Gemüt. „Du bist abhängig von uns, wir nicht von dir; tust du uns den Willen nicht, so gehen wir ein Haus weiter mit unsern Pferden, Pflügen und Wagenreifen; bis zum nächsten Schmied im nächsten Dorf ist es eine halbe Stunde." Der Schmied muß es fressen und schlucken. Am Abend liegen die Äste und Zweige des entstellten Baumes vor dem Grundstück, und die Schmiedefrau, die sonst keinen Span an der unrechten Stelle duldet, kann sich vor Zorn nicht überwinden, die derb und schonungslos herausgeschnittene Menge von Holz wegzuräumen. Und an jedem der nächsten Abende, wenn sie den Nachbarsleuten über das Unheil klagt, erzählt sie von dem Bauern, der sie bezwungen hat: wie er am Zaun stand, sein Sprüchlein sagte und davonging: „die eine Schulter schief, ich denke, was hat er denn, hat er das Reißen? aber nein, es war vor Stolz."

Was diese Geschichte beweisen soll? Beweisen — nichts. Höchstens, daß manches aus dem Kessel süß schmeckt, was vom Teller bitter schmeckt. Vielleicht auch, daß mit den segensreichsten Beschlüssen der großen Industriegesellschaften und ihrer beratenden Künstler doch immer nur die Hälfte der Arbeit getan ist. Es gibt noch mehr Gebiete, wo Geschmack und Gefühl in zwei

Richtungen gespalten sind, von denen die eine tapfer aufwärts und die andre, im genau entsprechenden Winkel, rettungslos abwärts geht. Am Ende sehen wir ja auch in unsern bürgerlichen Zuständen täglich, daß die Freiheit unbändig wächst und währenddessen die Reaktion sich nur immer rüstiger entfaltet.

Dörfliches

Unter den Typen der märkischen Wanderung bei Fontane gibt es auch die stundenlange Wagenfahrt durch den Wald; lichträumiger Kiefernwald, mit Unterholz von Wacholder und Farn, da er königlicher Forst ist und nicht ausgescharrt wird; unversehens hört er in das sandige Feld auf, und ein Dorf liegt vor den Füßen der Pferde, nüchtern, klar von unendlicher Stille, so wirklich wie der Traum des Halbschlafs, ein Anblick, dessen erstes und tiefstes Gefühl Frieden ist. Zufällig kannte ich dieses Dorf; ich wußte von seinen Wilddiebereien, Brandstiftungen, Steuerhinterziehungen und Prozessen; allerlei Unterirdisches hatte sich mir im Laufe der Zeit verraten: Unrat in schweigsamen Ehen mit Selbstmord des einen Teils als schließlicher Kur; Tötung keimenden Lebens, eine Weile hindurch gewerbsmäßig von einer weisen Frau getrieben, die wöchentlich wie ein Nachtvogel ankam und betörte Weiber hexenmäßig versah; Behandlung von Ausgedingern, die an Mord streifte; Betrug und Meineid; und dazu, neben dem Verbrecherischen, die Härte, Tücke und Unversöhnlichkeit mannigfacher Art im rechtmäßigen Streit der Interessen. Wo ist der Friede? Es ist nirgends viel davon hinter

der Schwelle menschlicher Behausung, und im Dorfe eher weniger als woanders.

Dennoch, wie sehr man es auch anders weiß, ist Friede unwiderstehlich der Eindruck, den das Dorf auf jeden sich Nähernden macht. Beschwichtigung liegt auf den Feldern und scheint sich über den Dächern in Zuversicht und Vertrauen zu sammeln. Es verschlägt nichts, daß diese Dächer später von einem hinkenden Teufel abgedeckt werden; das Dorf, eine Stätte auf seine Weise wie jede andre, für Neid, Haß und Trug, für groben Sinn und Verstand, für Un- und Aberglauben, es ist und bleibt auch — die zarte Glockenwolke von Mohn über dem schmalen Beet, reiner und lieblicher als die schönste Qualle des Meeres, und Rittersporn, Phlox und Stockrose im Garten, Myrte am Fenster und Oleander auf dem Hof, das heidnische Pferd auf der Scheune gegen den Wind springend und der nicht minder heidnische Hahn auf dem Kirchturm gegen den Wind krähend, Abendschall und Mittagszeichen aus dem Turm, und jeder Tages- und jeder Jahreszeit unverstellter, ungekränkter Dämon.

Wer dieses Idyll verwerfen wollte, dürfte sich eines unbestocheneren Blickes in das Leben ganz und gar nicht rühmen. Denn er wäre — wie ein umgekehrter Gemeinplatz auch nur ein Gemeinplatz ist — selber ein umgekehrter Sentimentaler, indem er den Irrtum beginge, aus dem Idyll Folgerungen und Forderungen auch der moralischen Idyllität herzuleiten. Die Menschen sind nirgends dazu da, einem für gewöhnlich immer noch

mehr selbstgefälligen, als gottgefälligen Anspruch etwas Erfreuliches vorzuleben; sie werden durch die Fülle getrieben; wer zusieht, muß die Ungeduld abtun. Und eine bloße Augenweide ist das Idyll am Ende doch nicht; sondern es prägt, wie jede Daseinsform, die ihm anheimgegebenen Menschen mit unverwechselbaren Zügen aus, durch allen Widerstand, sei es der Stumpfheit, sei es der Leidenschaft hindurch. Das Leben im Dorf ist wirklich von dem in der Stadt nicht nur in den hundert einzelnen, augenscheinlichen Dingen, sondern im Grundzug verschieden. Die Stadt, selbst wenn sie vom Arbeitsfieber innerlich durchschüttelt ist, verbirgt nach außen hin ihre Arbeit, und zwar so gut, daß es Tausende gibt, die sie nie zu sehen bekommen, ja daß man sie, wie ein fremdes Land, studienhalber suchen muß. Was sie nach außen kehrt, ist vielmehr Verbrauch von Arbeit, Pause zwischen der Arbeit, Muße, Erholung und Vergnügen. Außer den mächtigen Pulsen morgens, mittags und abends scheint der Zufall das Leben durch die Straßen zu jagen; und um es zu ordnen, bedarf es statistischer Zählungen, in denen das Individuelle nichts wiegt. Anders auf dem Lande. Dort ist gerade die Arbeit offenbar; Arbeit ist das zuerst und unmittelbar spürbare Leben; sie ist das Dorf selbst und nicht bloß eine seiner Bekundungen; die Muße heißt Schlaf, und soweit sie erwacht, ist sie der Zufall im Tages- und Wochenverlauf. Jede Arbeit aber hat ihren von der Ökonomie der Kräfte aufgezwungenen Rhythmus; er ist langsamer, als derjenige vermutet, welcher vergißt, daß dieser Rhythmus Jahr für Jahr aus-

halten muß, und er ist stetiger, als ein leidenschaftlich, doch anfallsweise Arbeitender ertragen möchte. Das gilt für die städtische Werkstatt so gut wie für die dörfliche Tenne; indem jedoch der Dorfbewohner in höherem Grade mit seiner Arbeit identisch ist und außerhalb ihrer nichts sucht und findet, was ihn sie vergessen oder nur notgedrungen ertragen ließe, nimmt er ihren Rhythmus, den langsamen und stetigen, herzschlagunendlichen, tief in sein Wesen auf. Insofern Moral ein Katechismus ist, wird sie davon nicht berührt; wohl aber, insofern auch sie ein Rhythmus ist.

Dieses ist es, was dem Landmann seinen Charakter gibt, und in gesteigerten Fällen unverkennbaren Adel und Poesie. Es ist gewiß bedenklich, über einen ganzen Stand zu psychologisieren; der lateinische Bauer in Holstein, der pommersche, dem es zuwächst, und der märkische, der sich abrackern muß, sind sehr verschiedene Typen; aber doch nicht mehr als etwa der Leiter einer großstädtischen Klinik und ein Landarzt. Etwas Gemeinsames bleibt in ihnen unangetastet durch üppigeres oder kargeres Gedeihen. Die Natur selbst, mit ihrem mythischen Ablauf der Jahreszeiten, nicht die Willkür der Menschen, gibt ihnen das Gesetz. Stillehalten und Sichwehren, dieser Wechsel, aus dem sich jedes Lebensschicksal aufwärts klammert, beides wird ihnen aus der ersten, göttlichsten Hand zugewiesen. Und wie das Jahr, so fordert sie der Tag heraus. Sie sind Frühaufsteher, und es ist eine Erfahrung, daß der Mensch, je häufiger er den Morgen erlebt, um so zuversichtlicher, wahrer und

nüchterner wird — heilig nüchtern, wie Hölderlin das Wasser nennt. (Wir sollten allen Spätaufstehern in gewissem Sinne mißtrauen, sie haben immer etwas nachzuholen und werden darum gewaltsam. Es gehört zu den die Monarchie erhaltenden Eigenschaften, daß die Fürsten Frühaufsteher sind. Das Sprichwort weiß, warum es „früh aufstehn" geradezu für „klug sein" gelten läßt. Und hierzu kommt noch, als Ursache und Wirkung, daß Frühaufstehn das beste Mittel zu einer guten Verdauung ist.)

Indem der Landmann mit seiner Arbeit, seine Arbeit mit seinem Tage eins ist — und zwar sowohl in der physischen als in der seelischen Welt — bleibt ihm nicht Zeit noch Trieb, sich mit Dingen zu befassen, die über seine Person hinausführen. Den Nachbarn und Freund rechnet er dazu nicht, und bringt Hilfe im Haus und Hof und besonders im Stall. Aber seine Welt ist doch sein eigener Hof; eine stolze Gesinnung, ohne Zweifel, aus der indessen mit den Tugenden auch die Fehler seines Charakters treiben. „Unser Anteil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei," sagt Goethe, und der Bauer ist in diesem, wie übrigens auch in anderm Sinne kein Philister; aber zugleich ist er von einer natürlichen und fast unpersönlichen Selbstsucht, wie kaum ein andrer Stand.

Er hat den sozialsten Beruf von allen, — und ist dabei der unsozialste Mensch von allen. Politisch ergibt sich hieraus die Schwierigkeit, mit ihm zu verfahren, sowohl als mit einem Objekt, wie mit einem Subjekt der Politik.

In Dorfhäusern konnte man früher, als alter Hausrat noch in Ehren stand, ein Bild finden, wo eine Treppe hinauf und hinunter die Stände repräsentierten, vom Bettler bis zum Kaiser, jeder mit einem Spruch; unter dem ganzen übrigen Tableau aber der Bauer mit dem seinen: Ich ernähr' euch alle. Das wußte er immer, und weiß es, seitdem er politisch mit Erfolg gesammelt wurde, mit einem Bewußtsein, das seinem Stolz und Hochmut ein paar Enden aufgesetzt hat; nun gar erst seit dem Krieg.

Es ist recht, daß er stolz darauf ist, das Notwendigste hervorzubringen; und wir müssen es hinnehmen, daß mit diesem Stolz und diesem Rang eine je nachdem mit Spott oder Hohn geladene Aufsässigkeit gegen alle verbunden ist, die ihm als „Nichtstuer" erscheinen. Aber es steckt doch nicht nur etwas Kulturfeindliches darin, sondern etwas Unmenschliches, weil Unmenschheitliches. Der Handwerker weiß, daß er seine größte und wahrste Lust — nämlich Kunst und Meisterschaft — durch Arbeit für die „Nichtstuer" gewinnt, und also respektiert er sie; der Bauer aber glaubt sich in seiner Kunst durch die „Nichtstuer" in keiner Weise gefördert — was im ganzen richtig ist, wenn es auch im besonderen, insofern Chemiker und Maschinenbauer und Gelehrte für ihn denken, irrtümlich ist — und so hat er außer gelegentlichem Erstaunen kein Verhältnis zu diesen andern Menschen; er läßt ihre Arbeit nicht als gleichgepflichtet gelten, sondern erträgt sie mit unbewußter und bewußter Geringschätzung als einen Vorzug des Zufalls und als Usurpation oder Betrug.

Im Reichstag gab es wieder einmal eine scharfe Auseinandersetzung über die Leistung der Landwirtschaft im Krieg; ein zweckloser Streit, denn Lobredner und Tadler sprachen gar nicht von demselben Ding. Jene sagten immer: die Landwirtschaft; diese immer: die Landwirte. Wer den Bauern kennt, der weiß, daß er auch im Kriege seinen Vorteil zäh und schlau verfolgt hat. Der mangelnde Trieb, über seinen Hof hinaus zu denken, läßt ihn gemeinschädliche Taten der Selbstsucht sogar ohne andern als eingebildeten Vorteil begehen, er macht unwahre, zu niedrige Angaben über seine Vorräte. Es ist ihm im Grunde unleidlich, daß man ihm in den Topf und in den Keller guckt und sich in seine Angelegenheiten mischt, und so verfüttert er Korn gegen das Gebot. Man braucht nicht zu fürchten, daß er den Preis für die gelieferten Pferde und Wagen niedrig angesetzt habe. Und doch, selbst wo er plus macht, ist Habgier nicht seine einzige Triebfeder; das feste Grundgefühl spricht mit, daß ihm die Zeit nichts anhaben dürfe. Er, der durch und durch geübt ist, natürliches Schicksal hinzunehmen, warum soll er es nicht nehmen, denkt er, wenn es ihm gut fällt? Seine Söhne sind die schönsten und gesundesten Soldaten vor allen, ausdauernd, tapfer und menschlich; sein Blutopfer greift tiefer und zerstörender in die Familie ein als woanders, weil diese Familie eine Wirtschaftsgemeinschaft ist, eine staatliche Zelle, und als solche verletzlicher als der auf dem Gefühl beruhende Bund bürgerlicher Individuen oder das proletarische Agglomerat.

Sieht man ohne Vorurteil hin, so ergibt sich, daß der

Landbauer als Stand sich im Krieg, wie im Frieden, als das Rückgrat des Volkes bewährt; daß er, als einzelner Mann, seine Kriegsschuld mit Leben und Tod bezahlt; und daß er, als einzelner Mann seines Berufes, plus macht, wo er kann; dieses ist ein Fazit, das, ohne Parteiabsicht gewonnen, auch keine Parteiabsicht berühren wird. Und außerdem wird man fragen, ob jetzt die Zeit für müßige Betrachtungen sei. Sie sind aber nicht müßig. Jeder politische Theoretiker — und Praktiker — stellt ja die Regungen des Gefühls der Menschen in seine Rechnung; folglich ist es nicht unpolitisch, auf diese selbst bildend und umbildend zu wirken; folglich auch nicht, sie zu betrachten, um sie zu erkennen.

Man hat das Dorf kulturell sich selbst überlassen und geglaubt, es sei bei der Religion gut aufgehoben. Inzwischen ist es beweglich geworden: das Zweirad, von allen Erfindungen der neueren Zeit sozial die wichtigste, macht Söhne und Töchter, Knechte und Mägde immer kecker und neugieriger; von selbst wird die Landflucht auch durch den Krieg nicht aufhören. Wer da glaubt, mit hohen Getreidepreisen allein sei es getan, der wäre ein zynischer Seelenmörder; das Dorf zu gestalten ist die Aufgabe, und dazu bedarf es der Seelenkunst.

Eine Aufgabe, die schon darum nicht von heut bis morgen zu lösen ist, weil sie den einen gleichgültig ist und den andern überflüssig erscheint. Und darf man überhaupt Poetisches mit Politischem verquicken? Ich glaube, einzig durch diese Verquickung kommt Wirkliches zustande. „Leichter trägt, was er trägt, wer Geduld zur

Bürde legt," heißt es im Kinderreim; aber zehnfach leichter, hundertfach leichter, wer Schönheit zur Bürde legt. Schönheit ins Dorf — ich denke nicht an geistige Gerichte, die ihm vorzusetzen wären, Wandertheater, Konzerte und Vorträge, um es einzuwiegen, zu betrügen und zu bevormunden; ich denke nicht einmal an stilreine Häuser und Möbel. Ein wenig Schönheit, das heißt zuvörderst ein gesteigertes Bewußtsein in die Weite; daraus kann das andre dann keimen und wachsen.

Um aber so allgemeine und, wie manchen dünken wird, ergebnislose Betrachtungen mit einem erzprosaischen und praktischen Vorschlag zu schließen und möglicherweise zu rechtfertigen, sei darauf hingewiesen, daß die Schule, die es am wenigsten sollte, den Unterschied zwischen Stadt und Dorf, und damit das Besondere des Dorfs, gleichfalls verkennt und mißachtet; höchstens, daß sie durch Nachlaß von ihren Forderungen eine falsche Rücksicht darauf nimmt. Sie kann es nicht anders, aus Gründen ihrer Gesamtverfassung. Und diese ist es, die geändert werden sollte; es sollten eigene Seminarien für Landschullehrer geschaffen und diese Landschullehrer sehr hoch bezahlt werden. Wenn die Liberalen das Geld für beide Zwecke bewilligen, so werden sie ganz auf ihre Weise agrarisch sein.

„Pflaumen"

In einem Ackerbürgerstädtchen, außerhalb des alten turmbewehrten Tores, durch das einst die Quitzows geritten sind, dort, wo jetzt zwischen zwei Reihen von Scheunen die Heerstraße abbiegt, liegt noch ein kleines hübsches Haus; ein einstöckiges Haus, von einer feinen Flechte über und über grün bezogen, Fensterrahmen und Türen grau gestrichen, vor dem rechten Giebel Hof und Zufahrt, mit dem linken an die Stadtmauer angelehnt, und eine Mütze voll Garten hinter sich; ein Haus, dem man es von außen ansieht, daß auf allen Möbeln, die es erlauben, gehäkelte Deckchen liegen, daß sein Besitzer aus einer Pfeife mit halblangem Rohre raucht und alle Morgen ein besticktes Sammetkäppchen zum Fenster hinaussteckt.

Indessen dieser ehrwürdige Papa mit dem Sammetkäppchen und der Pfeife war gestorben, die Möbel mit den Decken ausgeräumt; gleichgültige Erben, doch erfreulicherweise auch das Haus selbst, rüstig wie es war, warteten auf einen Käufer. Und dieser Käufer kam; und zur größten Überraschung erwies er sich als der Sohn des braven, noch nicht völlig vergessenen Mannes, der vor dem jetzt verstorbenen Besitzer unser Haus an

der Stadtmauer innegehabt hatte. Man war in dem Städtchen, wie überall, zur Genüge eifersüchtig und stolz auf sich, aber eine wirkliche Anziehungskraft traute man sich doch nicht zu. Was konnte einen Mann, der nach zuverlässigen Berichten weder so viel Geld hatte, daß er sich ein solches Anwesen als puren Überfluß leisten konnte, noch so wenig, daß er sich in ärmlicher Verborgenheit halten mußte, was konnte ihn bewegen, sich hierorts anzukaufen? Man riet hin und her, widersprach sich mäßig eifrig mit Vermutungen, genug, er war da. Neue Möbel kamen ins Haus, und ohne Deckchen, denn es handelte sich um einen Junggesellen, der weder seine schönen Mahagonistücke noch sich selber einhäkeln ließ, und seine Wirtschafterin, wiewohl noch immer eine anziehende, ja stattliche Person, war sicherlich nicht von der idyllischen Art.

Nun also standen die Fensterläden wieder offen, und wenn auch zu späterer Stunde als der alte Herr, doch ebenso regelmäßig steckte der neue seinen Kopf jeden Morgen nach Luft und Wetter heraus. Er war ein knapper Fünfziger, ohne Ehrgeiz, ohne Talente, ohne Not, aber auch ohne Gewöhnlichkeit, so daß er vor dem ächten Erlebnis doch nicht sicher war. Als er gehört hatte, daß sein väterliches Haus und Grundstück zum Verkaufe stand, war er seines Willens wie im Traume sicher geworden und hatte seine Apotheke, um die man ohnedies schon mit ihm handelte, losgeschlagen. Es war einer der Einfälle ohne Grund oder ein letzter Trieb vor dem Erkalten, daß er dorthin zurückkehren mußte, von wo er vor ungefähr dreißig Jahren ausgegangen war.

Das neu eingerichtete Haus glich natürlich dem nicht, worin sein Vater gestorben war und seine Mutter gesorgt hatte, und die Stadt schien ihm, statt größer, kleiner geworden; aber die alten Wege führten noch zu denselben Seeen, denselben Wäldern, denselben drei heckenumbuschten Kirchhöfen. Dieselbe Luft, die es nur dieses eine Mal auf der weiten Welt so nährend gab, atmete im selben einmaligen Licht: — und dann war noch der Garten da.

Wie gesagt, nur eine Mütze voll, und schlechter Boden, und dieses Jahr nicht recht in Ordnung gebracht. Doch als der neue, alte Besitzer nun die kurzen Stiege wieder auf und ab gehen lernte, übte der unveränderte Raum, die in dreißig Jahren gleich gebliebene Schrittzahl Gewalt und Verwandlung an ihm aus. Er machte sich an Entdeckungen. Dort stand unter der Dachtraufe eine kniehohe Pflanze, pfeilgerade gewachsen, je zwei Blätterlanzen vom geraden Schaft im Kreuzwechsel prompt und zierlich aussendend, mit einer fünfblättrigen blauroten Blüte. Ein Apotheker — ein Botaniker. Aber es war ihm in diesem Augenblick, als ob er den Namen Phlox jetzt, wo niemand ihn aussprach, zum erstenmal hörte. Das war nämlich Phlox. Er sah den Phlox an, und alle Vorgärten der kleinen Außenhäuschen blühten auferstanden in seiner Seele. Am Fenster hinter so einem Phloxgärtchen hat er den ersten sterbenden Menschen in einem Lehnstuhl sitzen und mit dem hoffnungslos entfärbten Kopf ganz schwach und unaufhörlich wackeln gesehen. An einem andern, ähnlichen hat sich einmal ein

Mädchen lachend die Taille zugeknöpft; sie hieß Alwine. Er bückte sich und roch an der Blüte. Was war das für ein Duft? Welche Blüte duftet in einem fünfzigjährigen Manne? Es ist die, die in dem Fünfjährigen geduftet hat, nein, in dem Fünfzehnjährigen. Es ist nicht die gegenwärtige Blüte, es ist die von damals; aber sie ist nicht vergangen, nicht ganz vergangen. Alles das von damals ist noch da — und ist im selben Augenblick, wo man es sich in die Seele zurückatmen will, nicht mehr da. Es ist schwer, weiter zu atmen; die Seele möchte, wie ein Hund vor den Hühnern, regungslos stehen; aber sie kann nicht, der Atem entweicht und kommt wieder, und zum Zeichen, daß auch die ganze Welt vorübergeht, ist es um einen Schatten dunkler in ihr geworden.

Und dort in der Ecke steht das Holunderdickicht, mit grünen Beerenscheiben an roten Stielen; gewiß mehr als einmal umgehauen in all der Zeit und immer wieder aufgesprudelt; schön in Blüten, schön in Früchten; lieblich und dem Licht so weich gehorsam grün im Sonnenschein, voll Grillengehämmer in der Schattennacht; hartes Holz, leichtes Mark; Flöten und Pistolen. Woher kommt dem Apotheker der Herbstgeruch in die Nase? Er hat die Pfropfen für seine Holunderpistolen mit Vorliebe aus Wrucken geschnitzt; aber er weiß das nicht und sieht sich um. Über ihm hängt auch ein Herbst: die in drei Hauptstämme geteilte Krone eines mächtigen Pflaumenbaumes, die einen Segen von großen, schon roten Früchten an den niederhängenden Zweigen trägt. Was sonst an Bäumen im Garten steht, ist sichtlich nur emanzipiertes

Spalierobst; dieser eine Pflaumenbaum ist alter, eigenmächtiger Wuchs. Er hat — wer ahnt, mit welcher Zähigkeit — den einen Hauptast hoch über jede unterdrückende Schattenmöglichkeit des Hauses getrieben; jetzt im Hochsommer muß er noch bis in die späte Nachmittagsstunde Licht haben und beschattet seinerseits während des ganzen Morgens das Dach. Vor über dreißig Jahren war er schon „der große Pflaumenbaum“; er war damals schon so hochstämmig, daß man an ihm klettern mußte, wenn man ihn plündern wollte, während Vater und Mutter den Mittagsschlaf hielten. Niemals mehr haben Früchte so gut geschmeckt wie diese eigroßen Pflaumen. Damit sie auch der Würze nicht entbehrten, die das Obst aus fremden Gärten so verführerisch macht, holte man sie auf die Gefahr von Kopfstücken vor der Zeit herunter und fraß sie roh. Ertappte einen die Mutter doch, so bewies man ihr entrüstet, daß der Stein schon „abginge“ und sie vollkommen reif wären.

Und dieser Baum stand noch immer und spendete. Wenn man ihn genau ansah, merkte man wohl, daß er der Zeit seinen Tribut gezahlt hatte; hier und da war die Rinde trocken und tot, zerplatzt und abgebröckelt; hier und da lief ein Zweig dürr in die Luft; Harz floß aus einer Spalte, ein weißer, zimtbraun gefärbter Schaum aus einer andern; er hatte fast etwas menschhaft Demoliertes, das war nicht zu verhehlen.

Er mußte aber doch in diesem Frühjahr noch ganz ungeheuer geblüht haben. Wenn man von dem jetzigen Bestande rückwärts schloß und die vom Wind und ihrer

Schwäche oder von Maden und Käfern vor der Zeit abgelösten Früchte mit der noch größeren Menge der kulpig grün auf den Boden gestreuten zusammenrechnete und dazu noch auf jede angesetzte Frucht, ob sie gedieh oder nicht, viele, viele Blüten, so ergab sich für den alten Burschen ein Frühlingsbild, daß er alle seine Wunden und Schründe in einer wahren Blütenwolke weiß versteckt haben mußte.

Stieß man jetzt an den Baum, freundschaftlich, versteht sich, ohne dringliche Aufforderung, so ließ er sogleich ein Dutzend schöner, roter Früchte zur Erde fallen. Man kostet sie, nachdem man nicht ohne umständliche Zärtlichkeit die Sandkörner abgewischt hat, und findet sie leider wässerig und fad, nicht einmal der Stein „geht ab“; sie sind nicht reif, sondern notreif, die Altersschwäche des Baumes hat sie vor der Zeit zu einer Scheinvollendung gebracht.

Der alte Freund verstand die Not des Baumes, aber seine Enttäuschung war doch von einigem Übelnehmen nicht ganz frei, und wenn er auf dem Hofe frühstückte, warf er dem Baum oft einen Blick zu, wie der Vater einem dummen Kind, oder mindestens wie der Meister einem tölpligen Lehrjungen. Dabei ergriff die strahlende Glut des Reifens täglich immer mehr der schließlich in unbegreiflicher Üppigkeit am Baume hängenden Früchte, und es ließ sich nicht umgehen, wieder einmal zu schütteln. Wie ein Regen klatschte es herunter, und als man gesammelt hatte und probte, waren sie fad, und als man eine Suppe davon kochte, schmeckte sie bitter.

Der Spätsommer brachte blauen Himmel, warme, leicht bewegte Luft, die Pflaumen schienen sich unter den schützenden Blättern täglich neu zu erzeugen. Auch forderten sie ihr Recht, sie prangten aufdringlich, und mit täglich erneutem Ärger kostete der Besitzer von ihnen. Eines Tages, wieder beim Frühstück, hörte er ein nicht sehr lautes Krachen und Rauschen, er sah auf, da war ein Hauptast des Baumes unter der Last der Früchte herabgebrochen; er hing den Vormittag über noch schlaff und zerrend nieder, dann löste er sich vollends los und lag mit seiner Scheffelernte von Früchten in plötzlicher Welkheit am Boden. Betrübt und doch auch befriedigt trug der Besitzer ihn weg.

Jedoch der entstellte Baum mit der frischen, zerrissenen Wunde schien an Kraft nur gewonnen zu haben; oder war es, daß jetzt erst die natürliche Reife der Zeit herangekommen war: die Pflaumen glühten immer tiefer und begannen gut zu schmecken. Locker in der Haut saß das weiche, gelbe Fleisch, von der Sonne gekocht und süß.

Der Besitzer erfreute sich ihrer zum Morgen, zum Mittag und zum Abend. Er schenkte der Waschfrau einen Korb voll, gab einem Arbeiter, der ihm den Brunnen reparierte, soviel er tragen wollte, und rief Kinder zu unnötigen Fragen heran, nur um ihnen Pflaumen in die Tasche zu stopfen. Es kam so weit, daß er schon beim Aufwachen mit Schrecken an die Pflaumen dachte, die gegessen sein wollten; fast ekelte ihn; war er aber draußen und sah sie, so mußte er wieder kosten, und sie schmeckten dann wieder. Sie nahmen kein Ende. Er schüttelte und

erntete, am nächsten Tag schien der Baum um nichts ärmer. Es kamen Regentage von einem nie dagewesenen, in kleinsten Tropfen unaufhaltsam sprühenden, warmen Regen. Die Früchte fielen und platzten am Boden auf, man mußte sie zusammenharken und wegwerfen. Der Regen strich und zischelte Tag und Nacht, und die Früchte platzten schon am Baum. Um sie nicht umkommen zu lassen, mußte man wieder schütteln und schütteln; aber als dann endlich die nassen Tage vorbei waren, schien der Segen der entstellten Krone noch nicht erschöpft. Es war nichts mehr von Dankbarkeit und Erinnerung in dem Besitzer; nur Widerwille war in ihm, dann unverstandener, doch unverstellter Haß. Und endlich eines Tages packte er von einer Leiter den stärksten, seitlichen der drei Hauptäste des Baumes und ruckte und riß mit allen Kräften. Die Pflaumen fielen im großen Bogen klatschend umher, der Ast gab nach und brach knirschend aus seinem Gelenk. Der Besitzer rappelte sich vom Boden auf, fluchte, aber als er den Boden wie besät mit Pflaumen sah, fühlte er sich befriedigt und befreit. Er maß den Baum mit einem triumphierenden Blick —, da schimmerten von dem einzigen noch gebliebenen Hauptast, dessen Blattwerk über das Dach schattete, immer noch, immer wieder die tiefleuchtenden Früchte. Von dort schüttelt oder pflückt sie nur ein Junge herunter, ein lustiger Baumplünderer, der mit jeder Menge von unreifem und reifem Obst fertig wird . . .

Der Bürger

Früher sagte man „Bourgeois", wenn man den Zeitgenossen bezeichnen wollte, der in seinem satten Behagen gegen die Unruhe des Geistes, gegen die Leidenschaft des Gedankens und gegen die Wahrheit des Gefühls siegreich bleibt, — und auch dann noch siegreich bleibt, wenn er scheinbar unterlegen ist und klein beigegeben hat. Als aber der Bourgeois von der Sozialdemokratie einer Standesgesinnung bezichtigt wurde, hatte er also doch wieder eine Gesinnung immerhin; und die Verachtung, die in dem Worte liegen sollte, schwächte sich ab; um sie wieder aufzufrischen, bedurfte es eines neuen Wortes, und man übersetzte den Bourgeois in den Bürger. Zugleich erweiterte man damit den Begriff, und während der Bourgeois ein Mensch war, dessen Beziehungen zu seinen Mitmenschen einer moralisch-geistigen Kritik nicht

standhielten, versteht man unter dem Bürger einen solchen, dessen Leben, dessen Seele von seinen Beziehungen zum Mitmenschen ausgemacht wird. Auch wo man diesen Beziehungen Kleinlichkeit, Verlogenheit, Schlappheit und Feigheit gar nicht erst vorwirft, und sie also nicht aus Gründen verachtungswert findet, spricht man mit Geringschätzung von dem „Bürger" als einer in der Gesellschaft und nicht in den Urmächten des Daseins wurzelnden, als einer Oberflächenerscheinung.

Es gehört viel Hochmut dazu, zwischen den Menschen große Unterscheidungen zu machen, und Hochmut betrügt sich fast immer selbst. Aber in der Tat gibt es einen Typ, an dem der Geist seine Ohnmacht und Vergeblichkeit zu spüren bekommt, und gerade in dem Augenblick, wo er es am tiefsten und ernstesten meint; gegen ihn haben auch die Nach- und Vorsichtigsten, die Sütigsten von jeher ihre Geduld verloren. Ob man ihn heute den Bürger nennt oder gestern den Bourgeois, es ist der alte, wohlbekannte, unveränderliche Philister, der niemals ein Gegner und immer ein Feind war.

Wenn ich wissen will, was ein Philister ist, rufe ich mir ein Erlebnis ins Gedächtnis zurück, das ich vor mehr als zehn Jahren hatte und das, ein Nichts an Ereignis, doch nicht abgeblaßt ist; einen Sommernachmittag im Zoologischen Garten. Der Himmel leuchtete, die Frauen waren hell und locker gekleidet, die Militärkapelle spielte die Tannhäuserouvertüre mit Pikkoloflöten an Stelle der Violinen, alle Stühle vor den Bier-, Wein- und Kaffeetischen waren besetzt, und an den Käfigen drängten

sich Kinder und Erwachsene. Vor dem Königstiger, im unbewegten Strahl seines Auges bemerkte ich einen Husarenleutnant, eine schmale, straffe Gestalt in der schwarzen, beschnürten Uniform. Er stand, ohne sich zu rühren, es wäre nichts an ihm aufgefallen, aber da sah ich ihn sehen. Seine Augen begegneten denen des Tigers mit einer völlig ebenbürtigen Kraft, sein Gesicht schien von der verzehrenden Lust der Energie magerer geworden. Er stand lange in demselben stummen Kampf, in demselben Forschen und Messen; wie lange, weiß ich nicht. Als ich weiterging, fühlte ich einen Zwang, in den Mienen der Besucher zu lesen, und trieb mich stundenlang von Käfig zu Käfig. Die Ausbeute war kümmerlich. Ein zarter, etwa siebenjähriger Knabe erschrak jedesmal bis zum Zittern, wenn der Löwe unerwartet dicht an den Stäben vorbeistrich; eine große starke Frau mit schwarzen Haaren und tiefem Schatten auf der Oberlippe ließ sich von einer Giraffe die Hand bis zum Armansatz lecken, — wie der Wärter mir erzählte, kam sie fast täglich, und sobald das Tier sie gewahrte, liefe es zum Gitter und suchte mit der Zunge die Hand des Weibes.

Das war alles; in weiter keinem Gesicht fand ich einen Zug des Erstaunens vor dem Tier, des inneren Begegnens, welcher Art es auch gewesen wäre. Es waren lauter Philister; sie sahen auf Löwen und Panther, auf Bären und Wölfe wie auf Hämmel und Kälber, — doch das Gleichnis ist falsch, sie wissen auch ein Schaf nicht richtig anzusehen. „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben," — wer diesen Nietzschischen Vers nicht irgendwie, in

irgendeiner Form von Seelengrauen, aus dem Auge des Tieres holt, ist ein Philister.

Ja; der Philister hat das Grauen verlernt. Er ist der wahre Übermensch; er ist die vollkommenste Überraschung der Welt, ihn allein hat Gott nicht vorausgesehen, als er die Schöpfung besann. Alle Mächte legen sich in ihm zur Ruhe; sie kommen in ihm „zur Erlösung", es gibt kein tieferes Nirwana. „Die Seele ist eine Art Krankheit des Leibes, von der sich die Philister gegenseitig kurieren," und sie gelingt erstaunlich gut, diese Kur. Ein Indianer starrt so tief in das blutglühende Auge eines Büffels, bis er Götter erfindet; ein Philister weiß, daß es keine gibt. Aber Zeitungen gibt es, worin alles steht, und Illustrationen von allem, was kreucht und fleucht. Wie kommt man zu einer eigenen Meinung? Indem man vergißt, wo man sie gelesen hat.

Wir kennen also den Philister, den „Bürger"; — kennen wir ihn wirklich? Und wenn wir dieses Kind mit dem Bade ausschütten, machen wir da nicht vielleicht denselben Fehler, den wir ihm vorwerfen? Ist nicht auch er ein Tier, trotz seiner Übermenschlichkeit, und haben wir ihm recht ins kreatürliche Auge gesehen? Der „Geist" wählt seiner Natur nach die exzeptionellen, und wenn er kritisch ist, sogar die negativen Seiten des Menschenlebens zur Betrachtung aus; die positiven können gar nicht dargestellt werden. Jedes Urteil, die Sprache selbst fälscht, unterschlägt das eigentliche, strömende, ungeteilte Leben, und noch der tiefste Dichter urteilt und spricht. Wer urteilt und spricht, verleumdet auch, immer. Diese Wahr-

heit soll uns den Mund nicht verbieten, aber wohl könnten wir sie, zum Vorteil jedes Gedankens, durch jeden Gedanken hindurchschwingen lassen, und mir scheint, Goethe hat es getan. In Leonhard Franks „Räuberbande" gibt es einen Lehrer, namens Mager, den Schrecken und Witzliputzli ganzer Generationen von Kindern; er prügelt teuflisch, er mordet die Seelen durch die ausgesuchten Demütigungen seiner Strafen. Wir sehen ihn nur, wenn er prügelt; nur weil er prügelte, ist er zum Thema des Dichters geworden. Aber hat er nichts weiter getan als geprügelt? Er hat doch zum Beispiel Jahre und Jahrzehnte hindurch unterrichtet. Das Abc, der Katechismus, das kleine und das große Einmaleins, — zwischen zwei Fingern davonzutragen; aber jeden Tag viele Stunden, jedes Jahr viele Tage, und Jahr um Jahr, bis die Haare grau werden, immer wieder denselben Lehrstoff in widerstrebende Gehirne pressen, das ist etwas, das ist kein Kleines, und es kostet im langsamen Opfer so gut einen Menschen, wie im schnellen ein heroischer Entschluß. Aber man kann es nur nennen und sagen; es darzustellen vermag keine Kunst. Ich weiß außer Jeremias Gotthelf keinen Dichter, der imstande gewesen wäre, von der letzten, tiefsten und wahrsten Wirklichkeit des Lebens, vom täglichen Verlauf in Arbeit und Mühsal, wenigstens eine Ahnung zu geben, und auch er nur für seine Hauptgestalten, die andern kann auch er nur in der Verkürzung zeigen.

Wenn schon der Dichter summieren, auswählen und urteilen muß; wenn er Geist geben muß, auch wo er Leben geben möchte, um wieviel mehr der „Geist" selbst! Wann

immer er den Bürger betrachtet, er nimmt ihn im Augenblick der Muße. Der Kaufmann, wenn er liebt, der Postassistent, wenn er im Kränzchen ein Couplet vorträgt — das ist nicht der Kaufmann, das ist nicht der Postassistent. Auch wenn der Postassistent mir Marken verkaufen soll und mich unverständlich lange vor dem geschlossenen Fensterchen warten läßt, ist er's noch nicht. Erst darin hab' ich ihn, daß er vierzig Jahre lang Marken verkauft und Briefe einschreibt und Telegramme nachzählt. Jeden Tag seine Pflicht tun, das ist eine große Sache, und die „vielen Jahre" sind das Wesen der Pflicht, nicht die einzelne Handlung.

Die Wahrheit ist, daß gerade der „Geist" den „Bürger" gar nicht kennt. Um ihn zu verstehen, müßte man sich gleichnisweise der Hypothese bedienen, die Gustav Theodor Fechner über das Wachstum der Pflanzen aufgestellt hat; ich führe sie hier nicht zum erstenmal an, und sie kommt mir öfter in den Sinn, als ich sie anführe. Die Tiere, so deutet Fechner an, wachsen, ohne dessen als einer wesentlichen Äußerung ihres Lebens innezuwerden; ihre Form ist von der Geburt an fertig, und daß sie sich festigt und ausbildet, gehört nicht zum Bewußtsein ihrer Seele; es wird als ein Nebenbei erlitten, doch nicht als das Wesentliche erlebt. Die Pflanzen aber, daß sie wachsen, das ist vielleicht ihre Seele und Begierde selbst, ihr Bewußtsein und ihre Lust. Eine Hypothese immerhin, aber ein Gedanke, der, jenseits seiner naturwissenschaftlichen Gültigkeit oder Ungültigkeit, wahr ist; ja, in einer Hinsicht der tiefste ist, der in einem europäischen Gehirn aufglimmen kann: denn er durchbricht die Haft des anthro-

pozentrischen europäischen Denkens, worin wir gefangen liegen.

Verstehen wir, von ihm bedeutet, uns auch dem moralisch Anthropozentrischen zu entziehen, so kommen wir vielleicht dazu, vom ungeheuern Lebensstrom und seinen mächtigen, unendlich pochenden Pulsen einiges zu ahnen, wovor der „Geist" sich blind macht. Es leben anderthalb Milliarden Menschen auf der Erde. Wenn wir auch aus dem Meer nur so viel schöpfen können, wie der Eimer faßt, vergessen dürfen wir doch nicht, daß das Meer nicht im Eimer ist. Ein Leben, wenn es hoch kommt, sind es siebzig Jahre, und sie wollen gelebt sein. Wir sehen den „Bürger" nur —, wenn wir ihn sehen; das ist wenig, das ist nichts.

Zwischen anderthalb Milliarden Menschen gehen Fäden, von jedem einzelnen viele zu jedem einzelnen hin; ein göttliches Gewebe auch dieses. Wenn einem Dämon erlaubt würde, aus dem Weltraum herüberzugreifen und einen beliebigen Menschen von uns wegzuziehen, mit der Bedingung, daß an seinem Opfer alle die Mitmenschen hangen bleiben, mit denen es irgendwie verknüpft ist, und an jedem wieder die mit ihm verknüpften und so fort, so würde der Dämon die ganze Menschheit als Raub davontragen. Nehme ich mir von den Fäden des Gewebes nur ein paar heraus, so ist es nicht schwer, sie dünn und schlecht gedreht und zerreißlich zu finden. Dann spreche ich vom nur sozialen Menschen und schätze ihn gering; denn ich, ich weiß um die „Mächte"; ich ankere in einem Gott, auch wenn dieser Gott nur Ich heißt.

Aber, wer weiß, ob nicht dieser oder jener sich in einen

Überbürger verkleidet, der nur ein Unterbürger ist! Der nicht Drüse genug hat, Fäden zu schlagen, zu binden und zu gittern! Wie der Dichter sagt:

Die Wasserfläche spiegelt auch von innen,
und mancher glaubte schon, als luft'ges Wesen
zu schweben über ihr, der unten tief
im Dunkel und gemein als tauber Fisch
sich tummelte.

Der Verkehr und die Seele

Das kommt zusammen in einer Überschrift, wo denn auch sonst? Der Verkehr und die menschliche Seele, — die irgendwie unsterbliche, woran auch du, Leser, nicht zweifelst, mindestens in den zwei Augenblicken jeden Tag, wenn dich der Morgen aus den Betttüchern zieht und die Nacht dich wieder hineinsteckt. Von einem Besinnen zum andern schläfst du und träumst vielleicht, vom andern zum einen drehen dich, wie ein italienischer Irrer es benannt hat, die Zapfen eiserner Räder rundum, ohne Schonung, ob du nun arbeitest oder müßig gehst.

Sie drehen sich schneller heute, als vor fünfzig, vor hundert, vor tausend Jahren; es wird uns wirblig im Kopf; und davon werden wir helle, wie sonst nur die Sachsen; und sehen uns im „Zeichen des Verkehrs", und rühmen uns über die Maßen, als brennte jetzt erst der Mensch lichterloh, der früher keinen rechten Zug hatte und wie eine Funzel rußte und roch.

Aber der Blick in die Vergangenheit ist von Natur fehlerhaft; es gibt da immer eine optische Täuschung, die der Verstand verbessern muß. Wenn wir von einem Hügel weit hinten im Feld einen Wagen ziehen sehen, scheint er, je weiter er weg ist, um so langsamer

sich zu bewegen, und noch langsamer, weil wir ihn nicht klappern hören. Aber er hat sein gehöriges Tempo, und jede Zeit hat ihr Maß; und wessen Kraft diesem Maß genug und darüber tut, dessen Seele brennt in derselben Kraft wie die des andern Ausgezeichneten zur andern Zeit, wenn diese auch ein verschiedenes Maß gewonnen hat. Cäsars Reisewagen war nicht weniger schnell als das Automobil des Kaisers, und des Kaisers bestes Automobil ist nicht schneller als Cäsars Wagen. Persische Feuerdepeschen kamen in derselben Zeit an ihrem Bestimmungsort an wie die heutigen des elektrischen Telegraphen, nämlich in der denkbar und möglich kürzesten Zeit. Nur wenn Cäsar ungeduldig ist, fährt sein Wagen langsam.

Das ist keine Paradoxie, jeder kann es sich durch das Experiment beweisen. Fahre in der Kutsche mit zwanzig Kilometer Geschwindigkeit die Stunde, und du glaubst zu fliegen; fahre im Automobil vierzig Kilometer, und du scheinst dir träge und verstimmt, als ob du kröchest.

So soll ich also doch wohl fliegen? Ganz gewiß; nur darauf kommt es an. Dieser sogenannte Verkehr gehört mit zu dem, was eine Zeit den Menschen als ihre Aufgabe stellt. Jede Erleichterung des Verkehrs bedeutet eine Erschwerung des Lebens, und das ist das Beste, was man zu ihrem Lobe sagen kann. Da haben wir jetzt dieses seltsame Ding an der Wand, das Telephon. Der eine sieht es gedankenlos, es ist bezahlt und gebrauchsfertig; ein andrer sieht es mit der gleichen dumpfen

Bewunderung, zu der ihm alles Unverstandene den Mund aufreißt. Aber auch wer des echten Staunens fähig ist, empfängt nichts andres für seine Seele davon, als er von dem gegerbten Leder seiner Stiefel, oder von dem durch Sauerteig zu Brot explodierten Mehlkleister haben könnte. Will sagen: die „Errungenschaften" an sich bereichern nur die Seele, die es nicht nötig hat. Wenn dann eine Mama das Sprechrohr nimmt und die frisch verheiratete Tochter fragt, was sie zu Mittag kochen werde, so ist es auch nicht die veritable Ankündigung eines Kalbsbratens, die ihre mütterlichen Gefühle beruhigt, sondern im günstigen Falle die Stimme und Nähe des Kindes, und ihrer Seele würde ein stiller Gedanke vielleicht was Besseres bescheren. Aber es ist da, dieses Telephon, — und jedermann ist angeschlossen, auch ohne Anschluß. Will man den Verkehr nicht bloß erleiden, so muß man ihn ausüben; dem neuen Tempo kann sich niemand entziehen; und sich nicht mürrisch entziehen, das heißt noch nicht: genug tun; es gilt dem Tempo gewachsen zu sein, es zu beherrschen.

In dieser Form: als neue Aufgabe, neue Pflicht, neue Arbeit, kann die Erleichterung des Verkehrs einen Einfluß auf die menschliche Seele sich zuschreiben; aber freilich immer noch einen mittelbaren, wenn er auch offenkundig ist.

Der unmittelbare ist heimlich. Er besteht, um es mit einem Worte zu bezeichnen, in der Auflösung der Nachbarschaft. Der Nachbar ist eine besondere Art von

Mitmensch, nicht unter dem Druck desselben Daches zu uns gesellt wie der Bruder, aber auch nicht aus der freien Wahl ergriffen und behalten; das Erbe, der Zufall und die Gewöhnung haben ihn uns halb geschenkt, halb aufgezwungen — ein nobles Verhältnis gerade durch seine nicht vollständige Freiheit, nicht vollständige Unfreiheit. Hierin hat der Verkehr geändert; er hat uns freier in der Wahl gemacht. Und damit hat er die Verbindung zwischen den Menschen zum weitaus größten Teile oberflächlicher, zum andern verantwortungsvoller und bewußter gemacht. Die Verbindung zwischen den Menschen, aber auch die Verbindung des Menschen mit der Natur. Zu welchem Teile aber ein jeder sich bestimmen läßt, das steht bei ihm, — und also zeigt es sich, daß die Seele von der Erleichterung des Verkehrs nicht kommandiert wird, sondern sich an ihr mit Stolz erweist, genau so, wie sie es mit allen äußern Mächten hält.

Ihre Demut widerfährt ihr erst zwischen Abend und Morgen, wenn Gespenster, Träume und Götter die Stunde regieren.

„Relativ"

Wir kommen aus einem Konzert, und die Freunde sind begeistert —, nie wurde ihnen die geliebte Symphonie so zu Danke gespielt. Da ich schweige, und zwar, wie sich herausstellt, recht hörbar schweige, so fragt mich der eine: „Nun, und du? Wie hat es dir gefallen?" Ich erwidere bedächtig, mit einer Bedächtigkeit freilich, die wiederum ihren zurückgedrängten Eifer, ihre Bereitwilligkeit zur Opposition nicht verhehlen kann: „Nicht sehr gut, ja, ich bin recht enttäuscht." Und ich versuche, meine Gründe auseinanderzusetzen: Auch ich hätte die Schönheit des Klanges, die Reinheit der Stimmen und die anschauliche Disposition empfunden; aber am Wesentlichen habe es doch gefehlt, am Rhythmus. Auch der Rhythmus sei dem Dirigenten unter das Gesetz der schönen Anschauung gefallen und habe die Welt als Vorstellung erscheinen lassen, statt daß in ihm die Welt als Wille erklungen wäre; er habe mehr von Herzlichkeit gezeugt als von Herz, und habe dem Werk jenen Charakter von edler Ungefährlichkeit angepaßt, der der großen Kunst nicht gemäß sei. So etwa, mit andern, weitläufigern Worten.

„Aber," wird mir vorgehalten, „das ist doch Sache

der Auffassung;“ und jetzt bin ich es, der etwas Verschwiegenes bei den andern spürt, nämlich Empörung. Empörung worüber? Eine Welle von Raserei geht mir flüchtig durchs Blut. Als ob ihr Lob nicht auch nur Auffassung gewesen wäre, so gut wie mein Tadel! Als ob nicht ich durch ihr Lob so gut der Angegriffene gewesen wäre, wie sie durch meinen Tadel! Als ob es überhaupt noch einen Sinn hätte, zu fragen, das heißt doch: nach meiner Auffassung zu fragen, und wenn ich dann antworte, mich abzutun mit der Entdeckung, daß ich nur meine Auffassung, nur meine Auffassung gebe! Solange sie sprechen, haben sie behaglich die ganze Wahrheit; der andre, der anders spricht, hat gleich nur die relative Wahrheit.

Eine Gegnerschaft, nicht ungefährlich, staut sich zwischen uns; aber zum Glück fangen wir über das Thema zu streiten an und kommen dadurch miteinander in Ordnung. Nur einmal noch, als das Wort ausdrücklich fällt, daß alle Wahrheit relativ sei, fühle ich Erbitterung und Ungeduld.

— Ja, aber ist es denn nicht wahr, dieses Wort? Gewiß ist es wahr; nur daß es ein furchtbares Wort ist, und kein bequemes; nur daß alles darauf ankommt, ob man es zur Begrenzung und Formung des Erkannten wende, oder zu Nihilismus und Anarchie. Es ist im späten Rückblick wahr, im Vorausblick ist es die Sünde gegen den Geist; ja nur eine Sekunde zu früh gedacht, und es zerstört das Leben selbst. Wer eine Sonate spielen will, der muß wissen, daß es diese Sonate nur

einmal gibt und daß er diese Einmaligkeit erreichen soll; wenn er aber seine Auffassung von ihr spielen will, so ist er ein Tor von einem Narziß, der im Grunde nichts andres sucht als einen Spiegel für sein schönes Gesicht; so könnte er ebenso gut ein Blatt Papier mit dem Alphabet vollkritzeln, — für den Graphologen ist er daraus auch erkennbar in aller seiner Schönheit. Daß alles relativ sei, ist ein Satz, der zuvörderst von ihm selbst gilt; er ist nur „relativ“ wahr, und wer zu schnell dabei ist, sich seiner zu bedienen, wo immer die menschlichen Gewißheiten verhandelt und ausgemacht werden, der verrät nichts Geringeres, als daß er den Schutz jenes Satzes sehr nötig hat.

Zum Schluß sagte einer der Freunde, in der guten Absicht, uns alle und die Symphonie obendrein zu retten: „Dir steckt nur deine Erkältung noch in den Gliedern, die hat dich und deine Ohren etwas lahm, etwas unluftig gemacht.“ Da streckte ich meine Waffen, denn er war der Weiseste von uns allen; aber in meinem verschwiegensten Innern sagte ich zu ihm: „Wenn du je wieder einmal das Wort Gott in den Mund nimmst, so werde ich dir nicht glauben.“

Die Spindel

Unter den Schülern des Konfuzius war einer, den sie den Tugendhaften zubenannten, weil er, obwohl noch in jungen Jahren, fast zum Verdruß der übrigen sich von Mutwillen frei hielt und allen himmlischen und irdischen Erscheinungen Ehrfurcht zu erweisen aufmerksam bemüht war. Aber eines Tages sah ihn der Meister mit dem Kopf den Fußspitzen zugeneigt einhergehen, oftmals seufzen und bei Ansprache der Genossen sich nur zerstreut und unwillig aus seiner Haltung aufrichten. Da ließ ihn der Meister rufen, und indem er für einen Augenblick seine Hand auf den Unterarm des Jüngers legte, fragte er ihn:

„Du bist in Unruhe, der du doch sonst in ziemlicher Ruhe bist. Weißt du, was dich bedrückt? Und kannst du sagen, was dich bedrückt? Deine Gefährten nennen dich öfters den Tugendhaften; aber wenn sie es auch nicht ohne einigen Spott tun, so wissen sie doch, daß du ein Recht auf diesen ehrenden Namen hast."

Der Schüler seufzte, doch antwortete er mit lebhaftem Ausdruck:

„O Meister, wie wenig Recht hat er darauf, der Tugendhafte! Gestern abend geriet er in die Küche eines Fischers,

deren großer Raum nur von einer einzigen Lampe erhellt war. Eine Jungfrau war dort, und der Tugendhafte dachte: Ich möchte dich gern ohne Kleider sehen. Eine Frau war dort, deren Mann im Nordreich schon seit einem Jahr Soldatendienste tut, und der Tugendhafte dachte: Nur zu winken brauchst du, und ich begehe den Ehebruch mit dir. Ein Jüngling war dort, und der Tugendhafte dachte: Wenn ich dir deine Kunst des Segelns stehlen könnte, deine gewaltige List, auch vom schwachen Winde noch Kraft zu nehmen und den starken nicht übermächtig werden zu lassen, so würde ich wie ein Räuber zur Nacht bei dir eindringen. Letztlich war ein Greis dort, der auf einem Stuhl zusammengesunken saß und mit dem Kopf wackelte, seine Augen aber waren rot und triefend, und vor diesem war der Tugendhafte ohne Gedanken und Wunsch. Muß ich nicht seufzen, geliebter Meister, und mich anklagen, daß ich voll Unrat und Bosheit bin?"

Konfuzius hielt die Augen seitwärts und dachte nach, dann richtete er sie treuherzig in den Blick des Jünglings und gab ihm Trost:

„Du hast dem Mädchen nichts zuleide tun, sondern es nur in seiner Schönheit sehen wollen. Nicht du wolltest die Frau verführen; sondern wenn sie dich verführte, so wolltest du ihr willfahren, weil du merktest, daß sie schwer von der Entbehrung der Witwen war. Den Jüngling, an dem die teilnahmlosen Menschen vorübergehen, erkanntest du in seiner Kunst und Jugendstärke. Denn alle drei liebtest du mit einer liebenden, erkennenden Seele und fühltest ihr Wesen und ihr Schick-

sal, und deine Güte gegen sie verwandelte sich in Wünsche. Daß du aber vor dem greisen Manne schwiegst in deinen Gedanken, das geschah, weil du inne wurdest, daß keine Gedanken sich ziemen vor einem, der selbst in das Schweigen der Elemente hineingewachsen ist. Mitleid hätte sich nicht geziemt, denn es wäre Überhebung gewesen, und Lust nicht, denn sie wäre eine Torheit."

Und während er so beschwichtigend sprach, merkte der Meister, daß der Jünger ihm glaubte, — und er lächelte.

Dann sah er ihm nach, als er davonging. Wie aber ging er? Aufrecht und leicht. Ein Bettler begegnete ihm, und er gab ihm sein Kleid. Ein Kind begegnete ihm, und er hob es hoch zu sich hinauf und küßte es. Dieses alles bemerkte Konfuzius, lächelte und freute sich.

Am Abend aber versammelte er die Schüler um sich und gab ihnen folgende Lehre: Nicht darauf kommt es an, ob ein Mensch von sich selbst Gutes erfährt, sondern ob andre Gutes von ihm erfahren; nicht darauf kommt es an, ob ein Mensch von sich selbst Schlechtes erfährt, sondern ob andre Schlechtes von ihm erfahren.

Diese Lehre erschien den Jüngern sehr einfach; aber als er die Bezeichnung dafür wählte: die Spindel oder die Schraube, verstanden sie ihn nicht. Er allein wußte, daß er zweimal hatte drehen müssen, bis der Gedanke fest und richtig saß.

Aphoristisch I

Es ist dem Menschen natürlich, die Seistigkeit der Welt zu glauben, selbst wenn jede ihrer ideellen Einkleidungen ihm absurd erschiene; es ist ihm natürlich und in Wahrheit sogar unmöglich, die Materialität der Welt zu glauben, selbst wenn jede ihrer Theorieen ihm einleuchtete.

Aber Gott ist kein Argument.

Daß der Gott Einer sei,
das macht ihn zum Götzen.
Sagt ihr, daß Einer keiner sei,
und sagt's, ohne edlern Sinn zu verletzen,
so habt ihr die Quelle wieder entsiegelt,
worin eine Sonne sich hundertfach spiegelt.

Ein bewiesener, eindeutiger Gott — der erst würde uns auf eine rasende Weise fragen lassen: Warum? Wie ja denn auch alle, die, sei es aus Fürwitz, sei es aus Trotz, ein solches „Warum" auf den Lippen und im Herzen tragen, an einen höchst persönlichen Gott, wenn auch nur zu diesem Zwecke, glauben. Wir aber fragen: Wie? und nichts weiter.

Der Mythos hat immer den Gott verschleiert; und erst die Kunst hat ihn immer wieder befreit.

Das Göttliche ... wie könnte es je im menschlichen Wort erscheinen, wie dürfte ein Mensch je darnach trachten, es in sich aufzunehmen? Es würde ihm ja gehen, wie der Semele, als Jupiter ihr sich unverstellt nahte. — Und wie denn erging es der? Sie verbrannte, aber sie gebar noch vorher den Dionysos.

Geschieht irgend etwas heute auf Erden aus Religion? Wiewohl noch einiges mit Religion.

Die wahre christliche Gesinnung ist ein Vorgang, kein Zustand.

Auch ein Bekenntnis: Ich glaube nicht an Gott; aber ich glaube an Jesus Christus, seinen Sohn, und an den Heiligen Geist.

Der Welt als eines Mechanismus bemächtigt sich die Wissenschaft; des Organischen die Erfahrung; insofern sie Kunst ist, die Intuition; und ihrer Totalität der Glaube: denn vieles ist sie mit einem Male.

Schopenhauer, der auf das Christentum mit Überlegenheit, auf das Judentum mit Verachtung hinuntersieht, weil sie die Moral auf Lohn und Strafe gründeten, stellt sich blind davor, daß die von ihm gepriesene indische

Lehre der vergeltenden Seelenwanderung dasselbe tut. Da überdies den Menschen keine Kontinuität des Bewußtseins mit seiner Präexistenz verbindet, also auch die Postexistenz nicht wahrhaft drohend in sein Leben herschattet, so braucht man nur noch die Theorie von der Unveränderlichkeit des Charakters dazuzurechnen, und der ganze Gedanke verfehlt sogar seinen moralschaffenden Zweck. Er gibt nichts Besseres her als eine absurde und trostlose Wiederkehr des Gleichen, — was für Nietzsche keine Widerlegung ist, wohl aber für Schopenhauer. Freilich noch eine andre Absurdität zeichnet ihn aus, die ungeheuerliche, die auf ein ungeheuerlich Unverstehbares zu setzen, der Geist aufgestachelt wird, um die Paradoxie des schuldig unschuldigen Menschen, des geliebten nicht liebenswerten Lebens auszudrücken.

Von der Hingabe spricht Meister Eckehart als von der Tugend vor allen Tugenden, und mit Recht. Aber wenn wir genau zusehen, so werden wir gewahr, daß Hingabe an das Gute die Eigenschaft hat, zu wachsen; indessen die Hingabe an das Böse, an das Schlechte, sogar an das Untaugliche schließlich doch einmal unterbrochen wird: der Sünder „läßt seine Tat im Stich", und alle Geisteskraft hilft ihm auf die Dauer nichts, sie zerbröckelt. Obwohl es also ein großes Wort der Weisheit ist, daß jede Hingabe, an sich, auch die an das Böse, heilig sei, bleibt doch nur die Hingabe an das Gute wirkend erhalten. Woran liegt das? Daran, daß das Böse nicht die Kraft

der Hinnahme hat wie das Gute. Das Böse ist doch das Schwächere, so sehr es auch innerhalb eines Menschenlebens anders erscheint; und so gering das empirisch Gute neben dem empirisch Bösen gefunden wird, so schwach ist das metaphysisch Böse neben dem metaphysisch Guten: nur die Liebe erschafft und erhält.

Wir sterben nicht uns, — das ist unsre Unsterblichkeit; wir leben nur uns, — das ist unser ewiges Leben.

Oh Mensch, du wirst deinen Tod finden: du brauchst ihn nicht zu suchen; und du wirst das Sterben um so besser können, je weniger du dich darin übst.

Du fühlst dich in der Welt verloren, ausgesetzt und bang;
getrost: aus jeder Ferne kommt einmal Gesang.

Wenn unserm Denken und Fühlen jedweden Dinges nicht ein Tropfen von dem Wissen um die Vergänglichkeit auch des kostbarsten Dinges, um sein vergleichsweise leichtes Gewicht beigemischt ist, so ist es nicht viel damit. Halte die Hand offen, und der wunderbare Vogel sitzt darauf nieder und singt; drückst du sie aber schnell über ihm zu, so ist er dir aus den Augen, und, glaube mir, er ist auch nicht mehr in deiner geballten Hand.

Die Zwiebel besteht aus lauter Häuten, — also gibt es keine Zwiebel. So zu schließen, ist aller Skeptizismus versucht und muß sich hüten.

Auf ein ächtes Wort der Weisheit muß alles (scheinbar) beim alten bleiben; ist aber alles (scheinbar) sogleich geändert oder änderungswert, so war das Wort nicht vom rechten Geist.

Wer nicht weiß, wie tief vergeblich ein großer Mann ist, der weiß nicht, was ein großer Mann ist; für den war er — vergeblich.

So oft du schwindlig wurdest, bist du gefallen; so oft du schlagen wolltest, hast du geschlagen; und so oft du geschlagen hast, hast du getötet. — Was folgt daraus? Daß ich mich nicht fürchte, zu fallen, und nicht, zu töten.

Der freie Mensch ist einem Volke wenig nütze; wohl aber der sich befreiende, der sich nicht ganz befreiende.

Tatkraft — Arbeitskraft — Schaffenskraft: die drei sind die im Streit befindlichen Kräfte des Menschen, und ihre Vertreter verstehen einander nicht.

Wer an der Welt mitzutun wahrhaft berufen ist, der gerät nicht in ein Übermaß von Leiden, wenn es ihr schlecht geht, sondern er bewahrt sich eine den meisten andern fast ruchlos erscheinende Gelassenheit, und läßt es sich schmecken, wenn er sich zu Tische setzt.

Zu Konfuzius kamen seine Schüler von einem Festmahle, in gesitteter, mäßiger Haltung alle, mit Ausnahme

eines einzigen, der betrunken war und schwankte. Diesen schmähten sie und forderten ihres Meisters Strenge gegen ihn heraus. „Habt ihr nicht auch getrunken?" fragte der Lehrer. „Ja," antworteten sie, „aber wir taten es um den Wohlgeschmack." Da bezeigte ihnen der Weise seine Geringschätzung und sagte: „Es ist sittlicher, um des Rausches willen zu trinken, als um des Wohlgeschmackes willen."

Was verlangt der Genius von uns? Daß wir Berge ersteigen, die er selbst nur erfliegen kann! Aber das ist zu viel verlangt.

Das Genie spannt erst in uns die Saiten, auf denen es spielt; insofern wirkt es sogar physiologisch.

Auch der größte Mann ist für den andern Menschen nur etwas Partielles; denn sonst wäre er sein Tod. Wie dieses Grundverhältnis sich doch mit Schülerleidenschaft, Parteinahme, Ehrfurcht und Enthusiasmus vertragen kann, ist eine der schönsten Paradoxieen der moralischen Welt.

Es ist leichter, zehn praktische Gedanken zu fassen, als einen theoretischen, und wiegt auch dementsprechend weniger.

Um zu handeln, und wenn man auch als der kühnste und stärkste der Männer handelt, braucht man immer

nur ein Mensch zu sein; um wahrhaft zu empfinden, muß man die Fähigkeit haben, viele Menschen zu sein.

Die Geschichte vergißt eines zuerst: die Geschichte, — und mythologisiert sogleich darauf los.

Wer nicht ein Diener des Geistes sein will, der wird zum Sklaven des Geistes unversehens.

Man versteht alle Dinge erst, wenn sie unwirksam geworden sind; vorher mißversteht man sie. Und so ist man tüchtig immer nur auf Grund eines Vorurteils.

Hier sind zwei Gesellschaften, eine jede von zehn Individuen: In der ersten finden wir einen Heiligen, drei Verbrecher und sechs vom Durchschnitt; in der zweiten zwei Verbrecher und acht vom Durchschnitt. Welches ist die bessere? Die Statistik sagt: diese, die zweite. Aber nur die Statistik sagt das.

Wenn wir erst bei der blonden Bestie sind, so müssen wir noch hinter sie zurückgehen. Der Wille zur Macht ist schon eine Vergeistigung, eine Dekadenz des ursprünglicheren leiblich Fressenwollens.

Auch die Grausamkeit ist solch ein geistiger Ausweg aus der ins Bewußtsein gedrungnen Unmöglichkeit, alles fressen und vernichten zu können; sie wartet und schiebt hinaus; sie fürchtet sich vor dem Ende der Qualen ihres Opfers, weil darnach die erneute Ohnmacht wieder über ihr zusammenschlägt.

Die Notwendigkeit ist jedem Urteil entzogen; auch dem zustimmenden.

Wer ganz Ohr ist, hört nicht.

Jede ächte Leidenschaft ist „wahr"; sie kommt aus der Natur und legt Zeugnis von ihr ab. In die Natur dringt und sucht der Geist, der Verstand. Die Leidenschaft hat also kein Ziel, und sie kann nicht irren; der Geist hat ein Ziel und irrt beständig. Was wir aber Genie nennen, das ist ein Zusammengeborenes von Leidenschaft und Geist; es kommt aus der Tiefe und findet sie wieder.

Alles was durch deinen Traum geglitten,
hast du tiefer als den Tag erlitten.
Was du nie von dir erfährst und weißt,
weiß doch, der dich träumt, der Heilige Geist.

Der Traum ist unser Versucher und unser Richter.

Die Worte der Weisheit sind ein Schmuck des Lebens; so künstlerisch ist die Welt eingerichtet.

Und dennoch, so leid es einem tut, und so schwer diese Einsicht wird: ein Beweis für die Wahrheit ist auch der beste Stil nicht.

Ist ein schwacher Gedanke schlimmer als ein falscher? — Gewiß; denn einen ganz falschen gibt es nicht.

Der Geist müßte verzweifeln, wenn er nicht ab und zu auf die Geduld der Mütter sähe.

Alles weißt du von dir; nur wie du die anderen anschaust,
wird kein Gewissen dir je, wird dir kein Spiegel verraten.

Auch auf dem vollsten Glas schwimmt noch das Blütenblatt einer Rose; und auf dem Blütenblatt haben zehntausend Engel Platz.

Tao*

Anders als sonst ein Jünger oder Apostel oder Verkündiger irgendeiner Art hat Tschuang-Tse die Wahrheit und das Werk seines Meisters ergriffen und aufs neue dargeboten. Da ist nichts von Tendenz, nichts von dem Mißverständnis dessen, der empfängt und der hier zu leicht und dort zu schwer nimmt und das gestörte Gleichgewicht durch Zutat und Veränderung wieder ordnen muß, nichts auch von dem fast frevelhaften Mut, die eigene Melodie zu spielen auf der Gestalt des Vorbilds und erwählten Helden. Es ist das Schwerste für den minder göttlichen Mund, die Wahrheit des göttlicheren auszusprechen, so eifrig er sie auch fühlen mag. Eine unerfaßbare Einfachheit ist in ihr ausgeformt, und es bedarf der Umwege des Geistes, der künstlichen Stützen, der verzwängten Sprache des Zeitgeschmacks, um ihrer habhaft zu werden. Lao-Tse hat sein Werk der fünftausend Worte auf Geheiß und auch sonst wohl unfreiwillig, jedenfalls sehr lakonisch abgefaßt, und ein Zeitraum von dreihundert Jahren trennt ihn von seinem Jünger, der, ein Dichter von Natur, in viele Formen

* Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. Im Insel-Verlag. Andre deutsche Übersetzung von Richard Wilhelm, bei Diederichs.

und Gestalten sich zu ergießen strebte. Aber trotzdem blieb die Lehre in den neuen Verwandlungen ohne Veränderung. Wie das Kind Jesus in einem apokryphen Evangelium in die Hände klatscht und Sperlinge, die es aus Lehm geformt hat, lebendig fliegen läßt, so leicht und vielfältig läßt Tschuang-Tse die graue, stumme Weisheit aufsteigen, nur daß er sie nicht verzaubert, sondern entzaubert, sie vertrauter und offenbarer gemacht hat.

In dem mysteriösen China, gegen dessen Millionen Menschen Pest und Hungersnot sich kraftlos wüten, in dessen ungeheuren Räumen ganze Völker wie im Leeren verschwinden, sind dreihundert Jahre keine große Spanne Zeit. Aber wären sie auch nicht mehr als ein Tag, so bliebe Tschuang-Tses urbürtige Treue gegen seines Meisters Lehre nicht minder merkwürdig. Es ist nicht anders, als daß er sie nicht bloß empfangen hat; sondern sie ist in ihm wiedergeboren, Lao-Tses Tao ist in ihm wiedergeboren.

Aber was ist Tao?

„Die es fassen, reden es nicht, und die es reden, fassen es nicht." Hier ist eine Frage, auf die es keine Antwort gibt, außer dieser einen, daß es eben keine gibt. Tao ist das ewig Eine, das keinen Namen hat; die ewige Einheit, die keine Eigenschaft hat; denn jeder Name und jede Eigenschaft schaffen ihren Gegensatz und schließen aus. Tao ist das All, Tao ist das Nichts, in dem Sinne der Mechthild von Magdeburg: Du solt minnen daz niht, du solt vliehen daz iht. Alles und Nichts ist dasselbe, weil es nicht Etwas ist. Tao ist Schopenhauers indisches

Om, als ihm im Alter der „Wille" zu endlich, zu begrenzt und begrenzend, zu gegensätzig und ausschließend wurde. Tao ist das Ding an sich, das, zum Unterschied von Platons Idee, keinen Pluralis verträgt. Ich erinnere mich ungefähr einer Strophe von Keller: „Von Schönheit voll ist diese ganze reiche Welt; weiß nicht, wie ich mich stellen soll, daß Schönheit mich nicht vor sich stellt." Die Ungeschicklichkeit dieses Satzgebildes malt unübertrefflich die Verlegenheit eines hingerissenen Menschen, den es beunruhigt, daß die Schönheit, die er vor Augen hat, ihn die andere versäumen läßt, die er hinter sich weiß. In einer ähnlichen Verlegenheit ist die Sprache, die sagen soll, was Tao ist. Sie soll unmächtig dazu sein, und soll aus dieser Unmacht ihre Macht gewinnen. Das kann die Sprache nur, das kann sie immer, wenn sie dichtet, und Tschuang-Tse ist ein Dichter, sein Werkzeug das Gleichnis.

Wo der Verstand die Wahrheit wie eine Meeresqualle unmittelbar roh angreift und als einen widerwärtigen Sallert auf den Strand schleudert, dort schöpfen Dichtung und Gleichnis die Scheinform des durchsichtigen, leuchtenden Gebildes in ihre goldenen Eimer. Die ächte Mystik ist keine verworrene Dunkelheit, sondern ist Überhelle und Ratlosigkeit vor der Überhelle; aber es ist eine göttliche Überlistung im Gleichnis, und wir lernen aus ihm, zu wissen, was nicht wißbar war. Noch kommen wir nicht weiter, wenn die Lehre statt im Gleichnis sich in einer bloßen Mummerei ausspricht; zum Beispiel, wenn „der gelbe Kaiser", um seine verlorene

Zauberperle zu suchen, Vernunft aussendet, doch die findet sie nicht, auch Schauen findet sie nicht, auch Wort findet sie nicht; schließlich sendet er Nichts aus, und Nichts findet sie. Aber Tschuang-Tse hat stärkere Beschwörungen. Die Staaten, die Bäume, die Tiere stehen ihm Rede. Der Betrunkene, der vom Wagen fällt, ohne sich Schaden zu tun, wird ihm zum Hinweis. Ihn belehrt die tägliche Hantierung der Menschen, der Wagenbauer, der Zimmermann, der Grillenfänger und der Gärtner. „Ein guter Koch wechselt sein Beil einmal im Jahre, — weil er schneidet. Ein gewöhnlicher Koch wechselt es einmal im Monat, — weil er hackt. Ich aber," es ist Fürst Huis Koch, der seinen Herrn bedeutet, „führe dieses Beil seit neunzehn Jahren, und seine Schneide ist, als käme sie frisch vom Wetzstein. Denn an den Gelenken sind stets Zwischenräume, und da die Schneide eines Beiles ohne Dicke ist, tut dies allein not, sie in solch einen Zwischenraum zu fügen. Hierdurch wird der Zwischenraum erweitert, und die Klinge findet Ortes genug. So habe ich mein Beil neunzehn Jahre lang erhalten, als käme es frisch vom Wetzstein. Dennoch, wenn ich an einen harten Teil gerate, wo die Klinge einem Hindernis begegnet, sammle ich mich in Vorsicht. Ich hefte mein Auge daran. Ich halte meine Hand zurück. Sanft lege ich meine Klinge an, bis der Teil mit einem dumpfen Laut nachgibt, wie Erdklumpen, die niedersinken." Das ist Tao; kein Erschleichnis des überwitzigen Müßiggangs, schon darum nicht, weil es das Gegenteil alles pfäffischen Wesens ist; es ist das, was

Hebbel den Schlaf der Welt nennt; es ist Wirklichkeit. Und wenn es Wirklichkeit ist, so muß ein jeder von uns es außerhalb der Bücher in seinen eigenen Erfahrungen wiederzufinden vermögen. In jedem Dorf gibt es eine Bäuerin, die eine glücklichere Hand als alle anderen hat, Blumen zu pflegen. Sie pflanzt einen weggeworfenen Myrtenzweig in einen Topf und zieht ihn zu einem blühenden Baum. Was hat sie dazu getan? Nichts. Das ist Tao. Die Hausfrauen wissen, daß ein angestoßener Topf zuweilen länger hält als ein heilgebliebener. Warum? Weil er nicht mehr mit falscher Vorsicht angefaßt wird. Auch das ist Tao. Es gibt Menschen, von denen wir alle Talente, Fähigkeiten, all ihre Liebes- und Seisteskraft und sonstigen guten Eigenschaften wegdenken können, und sie bewegen uns gleichwohl das Herz zu freudigerem Schlag; das ist Tao. Wir wissen, daß der Mörder kein Mörder ist; daß hinter den Eigenschaften immer wieder Eigenschaften stecken und dahinter erst das Wesen; nur wenn wir anklagen, wissen wir es nicht — dann verlassen wir Tao und dienen dem Fetisch, der zweiten Wirklichkeit der Welt. In den Jahren des leidenschaftlichen Erkenntnisdranges begegnet es uns, wie wir plötzlich, auf einen Augenblick physisch fühlen: daß wir verstehen; noch ist kein Wort, kein Gedanke auch nur von weitem da, aber der Leib spürt sich im Gleichgewicht mit der Welt; und das vornehmlich ist Tao. Am tiefsten aber und gründlichsten spürt es der Künstler. Dieser Schöpfer weiß, daß er in die Irre geht, wenn er etwas andres will, als was sein Geschöpf will. Er kennt

die Vergeblichkeit seines Dünkels, die Verderblichkeit seiner Ungeduld, er weiß, wie schnell die Macht des aufgedrungenen Rhythmus kläglich zusammenbricht.

Tao ist nutzlos, — wie können wir es nützen? Tao, welches „die Bahn" bedeutet, ist gleichwohl kein Gesetz und keine Moral, wie kann es wirken, das nicht wirkende? Das Evangelium hat dafür das derbe Gleichnis vom Sauerteig; der Meister Eckehart preist es als die aufrichtige und völlige Hingabe; und die Philosophie drückt es in jenem tiefen und frommen Agnostizismus aus, der nicht duldet, der Welt ein Ende zu setzen. Ein liebender Mann vollbringt seinen Tag nach Pflicht und Ordnung, und nirgend ist eine Lücke für Liebe, und dennoch ist die Liebe überall da und befeuert all sein Tun. Ist indessen dieses Gleichnis zu schwach, da auch Liebe nicht Tao ist, weil Tao Nichts ist, so fließt der Nutzen aus Tao aus der Betrachtung seines Gegensatzes, fließt daraus als ein Skeptizismus, der den gemeinen, pfäffischen — denn auch der Antipfaffe ist ein Pfaffe — den selbstgerechten Skeptizismus so weit hinter sich läßt, wie ein schwermütiges Gedicht die Reden vom Markt. Darin hört der Mensch auf, das Maß aller Dinge zu sein, das Unmenschliche des asiatischen Mythos und der asiatischen Kunst zeigt sich an, und Tschuang-Tse, der im Traume Schmetterling war, weiß nach dem Erwachen nicht: war ich da ein Mensch, der träumt, er sei ein Schmetterling, oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch? Tod und Schmerz verlieren ihr Gewicht, und die übertriebenen Methoden des menschlichen Geistes

ſtehen „als Raubmächte entlarvt da, die die Welt in Verwirrung ſtürzen".

Und auch in dieſer Verwandlung, als Skeptizismus, iſt Tao uns am eheſten verſtändlich durch ſeine Ähnlichkeit mit des Künſtlers Schauen in die Welt. Nutzlos auch dieſes, und nur in ſeiner Nutzloſigkeit von weſentlichem Wert; auch in ihm die Dinglichkeit der Dinge aufgehoben; der Schlaf der Welt. Tſchuang-Tſes Gebet lautet: „Oh mein Urbild! Der Du alle Dinge zerſtörſt und achteſt es nicht für Grauſamkeit; der Du alle Zeit beſchenkſt und achteſt es nicht für Liebeswerk; der Du älter biſt als die Urzeit und achteſt es nicht für Dauer; der Du das Weltall trägſt, die Fülle ſeiner Geſtalten formſt, und achteſt es nicht für Kunſt; — dieſes iſt die Glückſeligkeit des Himmels!" Jeder Künſtler verſteht dieſes Gebet, es iſt das ſeine.

Und alſo iſt es kein Zufall, daß wir von der myſtiſchen Konzeption des alten, ſtummen Lehrers Lao-Tſe die überzeugendſte Ahnung bekommen durch den Mund des ewig jungen, beredten Tſchuang-Tſe, des Dichters. Er iſt weit und reich. Er flicht Legenden vom gelben Kaiſer in ſeinen Strauß und Anekdoten von Konfuzius. Seine Rede erhebt ſich zu eddaartigem Klang: „Urreinheit fragte Grenzenlos," und ſchwillt lyriſch zu höherem Chor, wenn er den Wind als orphiſche Muſik durch die Höhlung der Erde wie durch die Löcher einer Flöte ſauſen läßt. Und unendlich liebenswürdig, wie ein Gedicht Litaipes, iſt es, wenn ſeine weiſen Männer ein Geſpräch beginnen: ſie ſehen einander an und lächeln.

Hans Thoma

Wenn man im Vorüberfahren eine Herde Kühe auf einem Waldabhang wahrnimmt, gelagert oder aufgescheucht oder grasend; oder wenn man einen Schwarm Tauben aufflattern sieht, so gibt es darin immer etwas Entzückendes, ja Ergreifendes. Dem ersten Blick fällt die Regellosigkeit der sich kreuzenden Linien und Bewegungen auf, der ersten Ahnung eine darunter waltende Gesetzmäßigkeit. Regellosigkeit und Gesetzmäßigkeit, Reichtum und Einheit, Laune und Maß, Zufall und Ziel, oder wie immer man die beiden Richtungen benennen will, nach denen jede Lebenserscheinung zusammengesetzt ist, diese in ihrem Wirken und Weben blitzartig zu gewahren ist ein sonderbares Gefühl von Beruhigung und Harmonie. Die Lebenserscheinung strahlt in solchen Augenblicken mit einer unvergleichlichen Überzeugungskraft den Lebenssinn aus. Auch die unbelebte Natur gewährt dieses Doppelspiel beruhigter Entzweiung, aus tausend Splitterungen des Zufalls, ins Gleichgewicht gebracht durch die eine Kraft, die jedes Atom zum Mittelpunkt der Erde zieht. Der Sturz und Sprung der Bergrücken, die Runen, die der Wildbach in sie reißt, die Schneelasten, die in ihren Mulden ge-

bettet sind, die Silberfäden der Wiesenbäche, die Wipfel der Bäume, ja die schmalen Fußpfade, die in hundert Jahren von den ruhigen, ausgleichenden Schritten der Wandrer aus den zerstreuten Gehöften zu den Kirchen getreten sind, in ihnen allen spürt sich jenes Zwiefache: die sichtliche Unregelmäßigkeit und das geahnte Gesetz.

Diese Harmonie hat einen doppelten Grund: einen objektiven und einen subjektiven. Tiere, die sich lagern, Tiere, die sich aufrappeln, Vögel im Schwarm weichen einander im genauen Moment instinktmäßig aus; ein jedes hält die Entfernung, die ihm die freie, ungehemmte, ungebrochene Bewegung möglich macht. Trotzdem aber zeigt der Momentapparat immer ein irgendwie unharmonisches, weil erstarrtes, totes Bild. Und also wird die Harmonie erst durch unsern Blick vollendet, der nicht momentan und nicht rein passiv wie die Platte des Photographen ist. Jeder unsrer Blicke ist aus mehreren Momenten gemischt — ein Vorgang, den wir physikalisch dem Gesetz der Trägheit zuschreiben und in dem wir psychologisch den Vorgang der Erinnerung wiedererkennen — und ein jeder vollführt, außer dem Dienst, die Erscheinungen aufzunehmen, noch den Auftrag, sie nach dem Gesetze zu ordnen, das in uns bildend vorgewaltet hat.

Dieses Geheimnis nachzubilden hat kein heute lebender Künstler mit einer so tiefen Wahrheit vermocht wie Thoma; und hierin ist er, so sonderbar es klingen mag, der einzige von unsern Künstlern, der wirklich den Japanern ähnelt; wohingegen die Nachahmer der Japaner, indem

sie die Zufälligkeit nur als Bizarrerie, sowohl der Linie als der Komposition und der Stellung des Objekts im Rahmen, aufzufassen vermochten, im Irrtum befangen waren. Die Terrainwahrheit der Thomaschen Landschaft frappiert noch im kleinsten, ja unbedeutendsten lithographierten Blättchen; und es ist keineswegs die Wahrheit eines Feldmessers, sondern es ist die des Bauern, der durch sein ernstes arbeitendes Leben, durch seine täglichen Schritte jede Hebung, Senkung, Biegung und Teilung des Bodens unter seinen Füßen kennt. Ein an den Steinen aufschäumender Bach, eine den Abhang hinauf und hinunter weidende Ziegenherde, eine Landschaft als Stück bebaute Erde, einzig bei Thoma haben sie jene innerlich überzeugende Gewalt, die sie symbolisch, das heißt zu etwas Ganzem macht. Und so, nicht durch die Virtuosität der Beobachtung, sondern durch ein sympathetisches Gefühl mit der Natur verbunden, wurde er der berufene Zeuge einer ganz bestimmten deutschen Landschaft in so hohem Grade, daß er zu den Vermehrern der künstlerischen Wahrheit gehört.

Walden

Im März des Jahres 1845 borgte sich Henry David Thoreau, achtundzwanzig Jahre alt, Bleistiftfabrikant und Schriftsteller, ehemaliger Student an der Universität Harward, Freund und zeitweilig Hausgenosse Emersons, eine Axt, verließ die Stadt (Concord in Massachusetts) und wanderte zu einem Teich, der den Namen „Walden" trug, in die Wälder hinab, um sich ein Haus zu bauen. Er baute das Haus aus Balken und Brettern, mit Axt, Säge und Hobel, zehn Fuß breit, fünfzehn Fuß lang und acht Fuß hoch, mit einer Bodenkammer und einem Wandschrank, mit einem breiten Fenster an jeder Seite, mit einer Falltür und einer Eingangstür, und fügte sich auch für den Winter einen Kamin, aus Steinen, die er in seinen Armen herbeitrug. Die Kosten beliefen sich, da er Bauholz, Steine und Land mit dem Rechte des Ansiedlers in Anspruch nahm, auf knappe neunundzwanzig Dollar; es war noch das freie Amerika, und kein Kataster schränkte den Wildling ein.

Er baute sein Haus, grub wie Adam sein Feld; — aber eine Eva, die gesponnen hätte, war nicht bei ihm; er hackte seine Bohnen und buk sein Brot; zuweilen fing er sich in dem stillen, über achtzig Fuß tiefen Teich

ein paar Fische. Er arbeitete und träumte, schaute und dachte, er hörte und schrieb, er atmete und lebte. Er sah die Ameisen kämpfen und stand im farbigen Rauch des Regenbogens wie in einer irdisch-überirdischen Verklärung. Er las in den Büchern, die den tapfern Blick der Morgenröte ertrugen, und vernahm mit der Seele der Sinne alles, was schwieg, und alles, was tönte. Sein Haus war unverschlossen, und manchmal, wenn er abends heimkam, fand er die Zeichen von Besuchern vor: eine abgeschälte, zum Ring geschlossene Weidenrute oder eine Blume oder ein Büschel Gras.

Zwei Jahre und zwei Monate blieb er in seinen Wäldern, dann kehrte er unter die Menschen zurück und gab in einem Buche von seiner Einsiedelzeit und -ewigkeit Kunde: Walden oder Leben in den Wäldern. Es ist ein Buch, das man seinem Jungen zu lesen geben soll, wenn er zwölf Jahre alt ist, ein köstliches, luftgesundes Buch, mehr und weniger als ein Gedicht. Ist denn in uns der Zwölfjährige gestorben? Vielleicht, wenn wir genauer zusehen, ist er es, der unsre vierzig-, unsre fünfzigjährige Lebendigkeit noch hier und da und dann und wann zur klaren, goldnen Flamme anbläst, die über Asche und Rauch emporzuckt. Menschen, die stundenlang hart schweigend im Eisenbahnwagen nebeneinander sitzen, in norddeutscher Gedrücktheit und wie zu steter Abwehr gezwungen, mit mürrischen Stirnfalten, wenn es heiß ist, und ebenso zusammengezogenen Augenbrauen, wenn sie frieren, sie blühen auf, lächeln und werden vertraut, wenn sie auf der sich langsam vor-

beidrehenden Scheibe des Feldes draußen ein paar stutzende und davonspringende Rehe gewahren und einander zeigen können. Das Eichhörnchen, das in den Kiefernwipfel flitzt, der Igel, der, um zu verblüffen, sich regungslos wie ein Stück Holz verhält, ja die Maus, die im Gebüsch verschwindet — sie überraschen uns gleicherweise mit einem kleinen, lachenden Blitz von Entzücken. Nicht bloß der Jäger in uns von Armenschenzeiten her wird in solchen Augenblicken zum Traum erweckt; es ist ein zarterer Gruß, eine reichere Erinnerung, und wäre es auch nur die, daß der Mensch auch ein Wild war, als er ein Jäger war.

Kein Rousseau brauchte den jungen Freund Emersons die Rückkehr zur Natur zu lehren — was sind Systeme?! Mit zwölf Jahren nahm er sein Gewehr unter den Arm und durchstreifte das Moor und den Wald, mit zweiundzwanzig baute er, der so viel Gewerbe verstand, wie er Finger hatte, sich selbst ein Boot und fuhr über die Flüsse seiner Heimat. Wenn wir einen Menschen ganz unbedingt verehren, so ist es einer, der irgend einmal so gelebt hat wie Thoreau oder den wir fähig glauben, es zu tun.

Denn Thoreau floh nicht die Welt, sondern suchte sie. Er wollte nicht etwa „eine Ode an die Traurigkeit dichten, sondern lustig und stolz wie der Hahn am Morgen auf seinem Balken krähen". „Ich bin," sagt er selbst, „von Natur aus kein Einsiedler und könnte vielleicht den seßhaftesten Stammgast in der Kneipe an Ausdauer übertreffen, wenn mein Geschäft mich dorthin riefe."

Auch dachte er nichts Übertriebenes, Gequältes und Reuiges von der Arbeit, meinte vielmehr, daß sechs Wochen rüstiger Tätigkeit genügten, die Bedürfnisse eines ganzen Jahres hervorzubringen. Die übrigen sechsundvierzig, die waren das Geschäft, das ihn an den Waldenteich rief.

„Ich zog in die Wälder, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, ‚alle Wirkenskraft und Samen' zu schauen, zu ergründen, ob ich nicht lernen konnte, was ich lehren sollte, um beim Sterben vor der Entdeckung bewahrt zu bleiben, daß ich nicht gelebt habe. Ich wollte nicht das leben, was kein Leben war; das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, höchstens im Notfall. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Und sollte es sich gemein erweisen, nun, dann wollte ich seine ganze, unverfälschte Gemeinheit auskosten, um sie der Welt zu künden. War es jedoch rein, so wollte ich dies aus eigner Anschauung erkennen und imstande sein, bei meinem nächsten Ausflug ehrlich Rechenschaft darüber abzulegen. Die meisten Menschen sind nämlich, meines Erachtens, darüber mit sich im unklaren, ob das Leben vom Teufel oder von Gott stammt, und so haben sie, ‚halbwegs übereilt', geschlossen, daß der Hauptzweck des Menschen auf Erden sei, ‚Gottes Lob und Preis zu singen in alle Ewigkeit'."

Er wußte einen andern Hauptzweck, und darum suchte er ihn, und darum fand er ihn. Hieße es nicht, ihm ein Lächeln ablocken, wenn man ihn aufforderte, diesen seinen Hauptzweck zu nennen, zu beschreiben und mit Satz und Nebensatz festzulegen, reif für das Archiv und ähnliche Totenkammern? Genug, daß er ihn lebte. Sein ganzer Spartanismus, seine Einschränkung aller Bedürfnisse, seine Zurückhaltung von den Menschen, alles das hatte nur den einen Grund: Zeit zu ersparen, um Zeit zu haben. Er war nicht einmal ein Vegetarier aus Prinzip, er hatte nichts von dem, was mein Freund Stehr bei den Salatfreunden sehr lustig die vierbeinige Sanftmut genannt hat; er fühlte Wildheit in sich und kannte das Gelüst, ein Murmeltier roh zu verzehren. Er verachtete die müßige Philanthropie und war durch den Wunsch, Wohltaten zu erweisen, nicht versucht (wiewohl er später, als es ernst wurde, mit Wort und Tat unerschrocken für die Sklavenbefreiung eintrat). Er verspottete die Wichtigkeiten der Zeitung, alle die tausend Maskeraden derselben drei, vier Trivialitäten. Er wollte nur Zeit haben, Zeit für sich.

Und so lebte er in seinem Haus in der Nähe des Teiches, pflückte die „Blüte des Augenblicks" und wuchs wie der Mais in der Nacht. Er stand auf in der Morgenröte, badete in dem kühlen, tief, unendlich stillen Wasser und brachte den Tag in sich zur Vollendung, vom Aufgang zum Untergang, genau wie der Tag sich selbst vollendet. Was heißt mythisch leben, wenn nicht dieses: den Tag und die Nacht, das Jahr mit seinem Sommer

und Winter, die Sonne, den Mond und die Sterne, Blüte, Frucht und Kahlheit in sich leben! Ein Tag und eine Nacht, ein Sommer und ein Winter und ein Baum zu sein! Sturm und Stille, Schatten und Licht; der Tiere Kampf und Spiel, ihr Ruf und ihre Ruhe; der Pflanze quallose Einheit und Gottesschlaf — alles das zu sein und nichts besitzend und von nichts besessen. „Nicht wahr, Vater," fragte ein vierjähriger Knabe mich, „die Sonne gehört nur mir und dem lieben Gott?" Ich habe das auch einmal, in etwas andrer Form, bemerkt, obgleich ich älter war. Ich ging neben einem flußartigen See, und drüben stand der Vollmond am Himmel. Sein Schein lag auf dem Wasser, und die kleinen, schnellen, diebischen Wellen rannen und liefen, um den silbernen, fließenden, schwankenden Schimmer davonzutragen; aber das Licht blieb, weil der Mond und mein Auge blieben.

So allein zu sein mit der Welt, das ist keine Einsamkeit. „Ich bin nicht einsamer," sagt Thoreau, „als der Taucher, der dort auf dem Teiche so laut lacht, nicht einsamer als der Waldenteich selbst. Was für Gesellschaft hat denn dieser einsame See? Und doch birgt er keinen Trübsinn, sondern Himmelsheiterkeit in seinen Tiefen, in den Azurfarben seines Wassers. Die Sonne ist allein — nur bei dicker Luft scheinen oft zwei da zu sein; doch die eine ist imitiert. Gott ist allein — doch der Teufel ist sicher nicht allein; der hat gar viele Kameraden! Der ist Legion! Ich bin nicht einsamer als eine einzelne Königskerze, als ein Löwenzahn auf dem Wiesengrund, als ein Bohnenblatt, ein Sauerampfer,

Pferdefliege oder Hummel. Ich bin nicht einsamer als der Mühlenbach, der Wetterhahn, der Nordstern, der Südwind oder ein Aprilschauer, ein Tautag im Januar, nicht einsamer als die erste Spinne im neuen Haus."

Er suchte also nicht die Einsamkeit in irgendeinem asketischen Sinn. Das Experiment, das er machte, war, festzustellen, was das sei: ein ganzer Mensch. „Wir sind zu Werkzeugen unsrer Werkzeuge geworden," sagt er, und damit etwas recht Fragmentarisches oder, ich weiß nicht, ob im günstigen oder ungünstigen Fall, etwas einigermaßen Krüppelhaftes. Thoreau behauptet, nicht als erster und nicht als einziger, daß die Mehrzahl der Menschen ihr Leben in stiller Verzweiflung zubringe: „Was wir Resignation nennen, ist absolute Verzweiflung. Von der verzweifelten Stadt zieht man aufs verzweifelte Land hinaus. Dort tröstet man sich mit der Tapferkeit der Sumpfotter und der Moschusratte. Eine stereotype, wenn auch unbewußte Verzweiflung ist selbst hinter den sogenannten Vergnügungen und Unterhaltungen der Menschheit verborgen." Woher diese Verzweiflung? — vorausgesetzt, daß die Beobachtung richtig ist, was ich, trotz Tolstoi, nicht bezweifle. Von Jahr zu Jahr erleben wir staunenswürdige Erfindungen, die den Verkehr der Menschen erleichtern. Wer wollte leugnen, daß sie den Verkehr der Menschen beschweren, daß sie ihre Arbeit ins Atemlose steigern und neue Strähnen in die Höllengeißel flechten? Lassen wir die Philosophie dieses Zustandes einstweilen beiseite, sei sie Klage oder Triumph oder Amor fati, er selbst ist

eine Tatsache und die fortschreitende Seelenverödung der Menschheit seine Folge. Tiere, gegen deren Natur es ist, stillzuliegen, nehmen in engen Käfigen schnell eine erschütternde Einfachheit der Bewegungen an: das Eichhörnchen springt ewig in derselben Schleife über die Stange, der Otter wirft sich immer mit demselben Schwung rücklings ins Wasser, das Raubtier macht immer an der gleichen Wand den gleichen Sprung und die gleiche Wendung; es mutet wie Wahnsinn an, wie der Wahnsinn der Tanzmäuse. Die Menschen wohnen in ebenso engen Käfigen, und sie machen es ebenso. Sie leben nicht, sie werden gelebt. Eine nicht lange Kette zwingt sie, in kleinen, wahnsinnigen Kreisen um die Achse zu treiben. Die Käfige haben verschiedene Gestalt: ein Amt, ein Laster, eine Gewohnheit, die Todsünde Pigritia, ein Ehrgeiz ohne Sternenrichtung. Eines Tages wird die Achse wacklig, die Kette länger — und es ist nicht bloß Verräterei und Wankelmut, wenn es, nach Waterloo, am Ende der Dinge, so weit kommt, daß Davoust zu dem Abgesandten Napoleons sagt: „Ihr Bonaparte nimmt sich Zeit, ehe er wegkommt; sagen Sie ihm von mir, daß ich ihn werde verhaften lassen, wenn er nicht augenblicklich abreist — ich selbst werde kommen und ihn verhaften."

Denn manchmal, nach siebenjährigem Schlaf, dreht Florian sich um, wacht auf und sieht mit sonnenhaften Augen in die Sonne. Er besinnt sich. Er will nicht mehr das Leben verlieren, indem er es sich erhält, will es nicht töten, indem er es fristet. Florian weiß verschiedene

Wege — und eben dieses eine Mal borgte er sich eine Axt in der guten Stadt Concord, in der Emerson lebte und eine Gemeinde von transzendenten Philosophen um sich versammelt hatte, ging in die Wälder und baute sich auf dem zum Teich niedersinkenden Abhang eines Hügels sein Haus — für zwei Jahre.

Zwei Jahre sind eine lange Zeit für einen Mann, der achtundzwanzig alt ist und nicht viel über vierzig zu leben hat. Zwei schöne, lange, volle Jahre, in denen er die Poesie und die Philosophie mit jedem Atemzuge trank, eine freie, wilde, lebenhaltige Luft — uns flößt man sie durch Schläuche als reinen Sauerstoff ein, wie dem Erstickenden im Bergwerk oder dem Ohnmächtigen in Luftballonhöhen, wo der Schall dem Sprechenden tot vom Munde fällt. —

Indes — vor dreihundert Jahren wurde Rembrandt geboren. Ich spreche nicht von der Kunst. Es könnte ein andrer Name sein, der mir wie ein Stein vor die Füße fiele. Es brauchte kein Name zu sein. Nur — plötzlich pulst in muskelhaft furchtbaren Stößen dieses Leben auf Erden von seinem dunklen Umkreis bis in den Mittelpunkt und wieder zurück; die Finsternisse lösen sich ins Helle auf, und das Licht verliert, verlöscht sich in die Schwärze. Beider Sprache ist die Farbe, es gibt eine Skala des Tages und eine der Nacht. Das Bild ist ein Augenblick und eine Dauer; es ist vorüber mit eines Wimperschlages Schnelligkeit und erzeugt sich ewig neu. Auf Rembrandts Knieen saß lächelnd in Putz und Juwelen Saskia, und Hendrikje lehnte mit der Schwermut aller

Sinnlichkeit an dem Fenster seines Hauses. Keine Eva spann in der Holzhütte am Waldenteich. Des Lebens Geheimnis ist tiefer, als das Senkblei des edelsten Willens ermessen könnte. Es ist gut, die Mäßigkeit zu preisen; es ist besser, sie zu leben; aber die Häuptlinge, die sich das tüchtigste Stück Fleisch vom Braten nahmen, wuchsen über die Herde empor. Damit das Gehirn eine übertierische Arbeit leiste, mußte es sich emanzipieren, schmarotzen und widernatürlich sein. Die Leidenschaften und Triebe des Menschen, Tatsachen so durchaus wie die astronomischen, haben das Leben gestaltet, nicht die irregeleitete Einsicht; aus dem Grunde quillt es und nicht zum Zwecke.

Das beweist nichts, das widerlegt nichts. Auch der Heilige lebt aus dem Grunde; er würde nicht von hohem Rang sein, wenn er sich aufdrängte und zur Nachahmung aufforderte. Um seinetwillen war er da, um seiner Triebe, seines Spieles Willen. Wir können nichts als ihn anschauen; aber indem wir seinen Worten widersprechen, spüren wir von seinem Bild eine sanfte, unwiderstehliche Gewalt auf uns strömen, die uns aus der Verstrickung der Notwendigkeit heraushebt und uns überredet, gegen sie zu kämpfen.

Über Tod und Sterben

In der Schule haben wir gelernt, daß wir ständig eine phantastisch große Last auf unserm Scheitel herumtragen, ein Kilogramm auf jedes Quadratzentimeter; das ist die Luftsäule, die sich von unserer kriechenden Existenz aufwärts erstreckt über alle unsere Wolken hinaus, wo die Erde aufhört und die Welt anfängt. Und daß sie uns nicht flach wie ein Blatt Papier zusammendrückt, soll seinen Grund darin haben, daß die Luft, die unsern Körper mit seinen Knochen und Geweben durchflutet, von der gleichen Spannung ist wie die, die unsere Haut umspült. Eine, wie mir scheint, gar nicht so leichte Vorstellung, die aber ja wohl wahr sein muß, da die Luft mit ihrer Zentnerlast uns eben nicht zerquetscht, sondern höchstens Hamlet toll macht, wenn sie von Nordnordwest weht.

Genau so tragen wir die Zentnerlast von Tod auf Haupt und Schultern, und merken sie nicht, weil etwas in uns dieselbe Spannung hat wie er. Aber, und das ist der Unterschied, diese Spannung kann nachlassen, nel mezzo del cammin di nostra vita, und dann merken wir ihn. Solange wir ihn nicht merken, sind wir unsterblich. Die Tiere sind unsterblich. Die Kinder sind unsterb-

lich, ob es sie auch gelüstet, über den Tod zu phantasieren.

Wir wissen vom Tode nichts, vom Sterben wenig; denn solange der Mensch stirbt, lebt er noch. Ist den Dichtern und Weisen zu trauen, die uns mit Bild und Angesicht des Todes ans Herz greifen? Ich glaube nicht. Sie wollen alle uns damit zum Leben verführen, aber zum Leben, wie sie es verstehen und zur Pflicht machen. Kein neuerer Dichter, auch kein älterer vielleicht, hat den Tod so als Grundbaß der Lebensmusik begriffen wie Tolstoj. Aber wenn sein Iwan Ilitsch, im Augenblick, als die Umstehenden seinen Tod feststellen und jemand über ihm sagt: das Ende! — wenn Iwan Ilitsch auch dieses Wort noch hört und in seiner Seele wiederholt und sagt: das Ende des Todes! der Tod ist nicht mehr, — wenn er „hinunterfällt und das Licht sieht", so mischt sich in die Ergriffenheit etwas wie Empörung: Woher weißt du das, Mann? Es geht um das ernsteste Ding; wenn du jetzt poetisierst, so bist du verdammt; wenn du uns aus unserer in deine Frömmigkeit schrecken willst, bist du abgesetzt aus deinem hohen Amt.

In dem Spiel von Jedermann, das Hofmannsthal erneuert hat, gibt es Züge von solcher Richtigkeit, daß wir mehr als eine verschollene literarische Angelegenheit darin erkennen. Ein Freund und zwei Verwandte sind um den reichen Mann, der den Schlag aufs Herz weg hat. Der Freund geht zuerst von ihm, aber mit liebreichen Worten, in Teilnahme und Schmerz. Die Verwandten bleiben länger, aber sind gleichgültig und zänkisch; sie zan-

ken und murren, aber sie bleiben länger als der Freund. So sieht es wohl um die meisten bürgerlichen Sterbebetten aus. Am Ende ist Everyman von allen verlassen, aber auch von den Schrecken.

Sind zwar die Schrecken mittelalterlich als Gewissensnöte vermummt und vom Glauben und den guten Werken aus dem Gemüte vertrieben, — die für uns gültige Wahrheit daran ist, daß der Tod sanft scheint. Ja, wir würden unsern Gott nur noch milder, noch göttlicher glauben; er brauchte nicht seines Sohnes Opfer, keine guten Werke und kein Bekenntnis, um den Tod sanft zu machen. Von Kajakmännern, die erfrieren, von Abstürzenden in hohen Bergen, von wochenlang Eingeschlossenen in Bergeshöhlen ist uns berichtet worden, daß die Schrecken unbegreiflich von ihnen wichen. Aber wie ist es im Flammenmeer eines brennenden Saales, wie im unfaßbar sinnlosen, angekündigten Ende des Verurteilten, wie auf dem Leichenfelde der Schlachten? „Er sieht sein Dorf im Abendfrieden" —, doch die Dichter lügen zuviel.

Der Zufall brachte mir Aufzeichnungen eines vor dreizehn Jahren an der Schwindsucht gestorbenen jungen Mannes: „Mein Husten schmeckt nach Nuß. Es ist verdrießlich, wenn Mutter kommt und die Kissen rückt; wenn sie sich über mich beugt und fragt, wie ich mich befinde, stemme ich den Nacken ins Bett zurück und möchte durchsinken bis in den Keller. Wenn sie dann aber endlich geht und an der Tür sich noch einmal nach mir umsieht, weiß ich mich vor Haß nicht zu lassen. Sie denken, ich sterbe. Sie wissen nicht, daß sie mir, einer nach dem andern,

längst gestorben sind. Ich weiß nichts davon, daß ich sterbe, ich weiß nur, daß die Welt Stück vor Stück stirbt — — Heute ist mir wohl. Sollte es wohl gerade mir unbekannt sein, daß das bei Schwindsüchtigen ein verdächtiges Zeichen ist? Aber im Hause wollen sie mir einreden, daß wieder Hoffnung sei. Hoffnung worauf? Was ist Hoffnung? Es ist mir viel zu wohl zum Hoffen. Ich weiß nur, daß alles um mich Licht und Nichts ist." In der Nacht nach dieser letzten Aufzeichnung starb der Kranke, und so ist auch sie die eines Lebenden, nicht eines Sterbenden.

Wir wissen vom Sterben zuwenig, als daß es uns über den Tod belehrte; und wissen vom Tode nichts, es sei denn, daß das Leben ihn uns enthüllt. Ehemals war es Materialismus, an kein Leben nach dem Tode zu glauben; heute aber ist es Materialismus, an das Leben nach dem Tode zu glauben. Wir werden nicht unsterblich sein, wir sind es.

Vielleicht hat mancher, der an einem Totenbette wachte, vergeblich nach einem Zeichen ausgeschaut; vielleicht bellten plötzlich die Hunde in der Nacht; doch in dieser Nacht starb der nicht, der in den Kissen lag; aber in den letzten Augenblicken seines geliebten Menschen fühlte er vielleicht, der Überlebende, nun für immer Gezeichnete, des letzten Glückes am letzten Tag Gewärtige, fühlte einen unermeßlichen, strömenden Jubel in sich. Und ist vielleicht das der Tod?

Was ist das: ein Gedanke?

Ich wachte einmal mitten in der Nacht auf und hörte noch von der Straße das Gelächter einer Dirne, das mich aus dem Schlafe gerissen hatte; es klang wie das verzweifelte Schreien eines Menschen, der unter die Mörder gefallen ist. Ich wußte nicht, ob ich die Wand zur rechten oder zur linken Hand hätte, und mußte mich erst darein finden, wo das Bett stand im Zimmer, ja, in welchem Hause und in welcher Stadt ich sei. Über dieser Orientierung wurde ich, so schien mir, ganz lebendig, und ich begann, wie ich glaubte, zu denken. Das Herz aber schlug mir ganz ungestüm und hart in der Brust, wie wenn ein rauher, plötzlicher Griff mich aus dem tiefen Schlafe gerissen hätte. Woher mochte dieses ganz verstörte, ganz feindliche Schlagen des Blutes kommen? Müßte man nicht glauben, daß der Schlaf Verbindungen zwischen sonst unverbundenen Nervengruppen herstellt, deren jähe Zerreißung als ein Schmerz ganz besonderer Art empfunden wird? Ich fühlte mich dem Geheimnis des Schlafes in einer eigentümlich ergreifenden Weise nah, es war mir aber dabei, als ob ich es durch meine Fragen schon verscheuchte — und da glaubte ich zu erkennen, wie der innere Lärm der Wachheit und der Betrachtung,

einem Rudel von Hunden gleich, das jeden Gast abwehrt, mich hinderte, zu erkennen und zu fühlen, was in den Gestaltungen und Verwandlungen des Lebens einzig wert ist, erkannt und gefühlt zu werden. Seit wie vielen Jahren hatte ich nicht mehr eine Stunde lang unverwandt in das Licht einer Kerze geschaut? Wann hatte ich zum letztenmal auf einer Wiese gelegen, in keinem andern Begehren, als das weißlich schwankende Blau des Himmels über mir zu haben! Und bei dieser Vorstellung merkte ich, daß das Herz sich beruhigt hatte, aber der Körper fühlte sich zu leicht, ohne davon, wie sonst wohl, eine Lust zu haben, und ich drückte den Hinterkopf tief in die Kissen. Mit einem Schlage wurde der Gefühlsinhalt nüchterner. Ich versuchte mir künstlich das Verlangen nach der blauen Himmelsdecke zu erregen; es gelang nicht; und eine ganz prosaische, von einer unmotivierten Ungeduld bestimmte Gedankenkette aus allzuoft geprüften Gliedern begann sich abzuhaspeln. Nicht lange, so verwirrte sie sich. Es fing an damit, daß ich der Wissenschaft Verdrießliches sagte, die nun einmal über das Lebendige nichts mitzuteilen wüßte; aber gegen dieses Mißtrauen nahm ich wieder Partei, und nachdem ich eine Weile in einer mehr gefühlten als gedachten und mehr geschauten als gefühlten Art den Kampf gegen und für die Wissenschaft sich hatte auskämpfen lassen, kam ich, in dem Wunsche, mich wieder zum Schlaf zu legen, zu einem Ergebnis: „Die Wahrheit liegt in der Tat zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte." Mit diesem Satz war ich höchlichst zufrieden, legte mich auf die Seite und fand den Schlaf.

Am nächsten Morgen fiel mir gleich beim Aufwachen ein, daß ich in der Nacht einen sehr guten Gedanken gehabt hätte, einen ganz vortrefflichen, unwidersprechlichen, einen wahren Lämmergeier von einem Gedanken. Aber ich wußte nicht, wie er geheißen hatte. Soviel Mühe ich mir auch gab, ich konnte mich auf keines seiner Elemente besinnen, und nur die Genugtuung über das wunderbare Ereignis, daß ich einen wirklich vortrefflichen Gedanken gehabt hatte, stellte sich in der Erinnerung ein, quälend natürlicherweise, weil ich ihn doch verloren hatte, diesen Kapitalgedanken. Aufstehen, abwarten und Tee trinken, das hieß, wie ich wußte, den Keim der Erinnerung, wenn er überall noch in mir wäre, vollends vernichten. Aber obwohl mir das Dirnengekreisch wieder einfiel, wußte ich nicht von dort aus auch nur einen Schritt zu meinem verlorenen Gedanken zu tun. Ich wollte mich trösten: „Am Ende ist er gar nicht so gut gewesen!" aber dem widersprach eine andre Stimme ganz entschieden, welche sagte: „Er war gut, er war unbezweifelbar gut, — denn er hatte das Komma, das seine beiden Teile trennte, an einer so wunderbar schönen Stelle, nicht genau in der Mitte, sondern nach rechts hinüber, aber auch nicht zu weit nach rechts hinüber, ungefähr im goldnen Schnitt. Denn die Gedanken, die ihr Komma genau in der Mitte haben —" die Wahrheit liegt in der Tat zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte. Da hatte ich ihn. Nun, es war zwar kein Kohlweißling, aber doch immerhin nur ein brauner Bär; und er interessierte mich entschieden weniger als die Art, wie ich ihn wieder gefangen

hatte. Ich sah ihn mir genauer an: das Komma sitzt gar nicht an so glücklicher Stelle, es sitzt zu weit nach rechts. Dann sprach ich den Satz einmal laut; und da war es mir, als ob das Komma doch ganz vortrefflich darin säße; denn links von ihm stehen mehrere gleichgültige und Füllwörter, rechts von ihm aber unter fünf Wörtern drei mit kräftigstem Sinn betonte. Also ein gutes Gleichgewicht; diese Erinnerung wenigstens hatte mich nicht getäuscht. Da aber Erinnerung sich vermittelt und weiterpflanzt nach dem Grade der Lebendigkeit der Vorstellungen, so kann nur jenes Gleichgewicht des Satzes den starken Eindruck, die Überzeugung, das Entzücken in mir bewirkt haben, nicht sein Inhalt. In diesem Gleichgewicht der Teile, in dieser Bizentralität des Ganzen und in der nahezu physischen Wirkung davon muß etwas von einer Wahrheit über jedem Inhalt gewesen sein. Ich hatte also recht, entzückt zu sein, aber ich kann von diesem Recht keinen überzeugen. Ich kann meinen ganzen Gedanken mitteilen; nur das eine, das Tiefste in ihm, das Bezaubernde, das kann ich nicht mitteilen. Was ist das also: ein Gedanke?

Aphoristisch II

Was ein lebendes Ding sei, dieses auszusagen ist dem Wort und allem, was Wort ist, — und alles ist Wort! — versagt. Durch seine Natur aber zur Aussage gezwungen, nimmt es zweierlei Weg; den ersten: auszusagen, was das Ding nicht sei, also Grenze und Ausschließung zu setzen — das nenne ich Kritik; und den zweiten: gleichnisweise zu reden; das ist Poesie.

Drei Stationen hat der Weg der Kunst: das naturalistische, das künstlerische, das Wesentliche. Manche bleiben an der ersten, manche bei der zweiten stecken; wenige erreichen die dritte. Einige wollen sie erreichen, indem sie die beiden ersten, einige, indem sie die zweite überspringen.

Vor den ganz großen Künstlern wird niemand klein; sie teilen vielmehr dem hingegeben Verehrenden von ihrer Kraft und Größe, ihrem weltbesiegenden Adel mit. Erst die Geister vom zweiten Rang führen Eifersucht und Beschämung mit sich herauf. So vermag die Hand weißglühendes Eisen unverletzt zu schöpfen, indessen sie an rotglühendem verbrennt.

Außer den Künstlern, die die Kunst machen, gibt es auch solche, die die Kunst macht.

Es gibt Originale, die Nachahmer, und Nachahmer, die Originale sind.

Man kann befähigt sein, ein Ding zu beurteilen, das man zu verstehen nicht befähigt ist.

Der Deutsche übersetzt, wenn er schreibt. Oder er dramatisiert; will sagen: er schafft sich einen innern Statthalter, der für ihn schreibt.

Die Kunst, wenn sie des Lebens einmal satt und da sie der Wiedergeburt sicher ist, begeht ihren Selbstmord; aber sie begeht ihn nicht in den Stümpern, sondern in extremen Talenten.

Das Motivieren im Kunstwerk ist ein technisches Geschäft, kein psychologisches.

Auch Kunst und Poesie, die sich frei geboren wähnenden, sind immer nur Ausdruck der materialen Mächte einer Zeit. — Sehr wahr; aus Nüssen wird Nußöl, aus Oliven Olivenöl gemacht.

Der Kritiker hat mit dem Künstler nicht die Kunst gemeinsam, sondern nur die Sprache.

Nichts lernt sich so leicht wie der Luxus, auch der des Geistes.

Die englische Sprache ist in hohem Grade, von den europäischen Kultursprachen wohl im höchsten, physiognomiebildend; die deutsche ist es nicht. Und dieses hauptsächlich, nicht die Schwäche des Volksbewußtseins, ist der Grund, warum der Deutsche, wenn er in englisches Sprachgebiet untertaucht, so schnell engländert oder amerikanert. In jedem geistigen Sinne liegt darin eine Überlegenheit der deutschen Sprache und des deutschen Geistes.

Nietzsche war — wie alle Politiker — ein Psychologe mehr von Eigenschaften, als von Menschen.

Toleranz ausüben — ist das Zeichen einer hohen Sittlichkeit; Toleranz erbitten — ist Schwäche; Toleranz als Gesetz empfehlen — ist fast immer ein Quidproquo, Trübung des Wassers und Schwindel.

Es gehört oft mehr moralische, und in manchen Fällen sogar mehr intellektuelle Kraft dazu, einen guten Rat anzunehmen, als ihn zu geben.

Durch alle Kultur muß die frühere Wildheit grade noch durchscheinen; das gilt von der Nagelpflege und sonstiger Sauberkeit der Hände bis in die Moral.

Gegen alle leidenschaftlich Beichtenden muß man mißtrauisch sein.

Zahnschmerzen, die ich vor acht Tagen hatte, fühle ich in keiner Weise heute noch in mir, auch nicht in der Erinnerung; die Erinnerung daran ist rein begrifflich. Aber das Mitgefühl mit den Zahnschmerzen eines andern kann heute so wirklich in mir sein, wie vor acht Tagen. Wer will entscheiden, was nichtig ist: der Schmerz oder das Mitgefühl?

Der Mensch geht einen bessern Weg mit einem Sack voll Leiden auf den Schultern, als mit einem Sack voll Wind.

Wir sind alle so dumm und tatsächlich wie Irrationalzahlen: es kommt nur darauf an, auf wieviel Dezimalstellen wir berechnet werden.

Es ist mit den Menschen umgekehrt wie mit den Nesseln: wenn man sie sanft angreift, sind sie alle gut; wenn man sie fest angreift, sind sie alle schlecht. Zum Troste wollen wir sagen: fast alle.

Wer mehr nimmt, als er gibt, ist ein Räuber und Dieb am Leben; aber wer mehr empfängt, als er gibt, ist ein Liebling der Götter und eine Wohltat unter den Menschen.

Keine Eitelkeit hält so dicht, daß sie vor dem Neidischwerden schützte: siehe da die Eitelkeit!

„Ich war schlecht und hatte von mir selbst viel auszustehen deswegen. Was war zu tun? Ich wurde noch schlechter, — und sogleich war mir behaglich."

Es gibt sentimentale, überfeine Schufte, die sich fragen: Da ich ein Schuft bin, habe ich überhaupt noch das Recht, Gutes zu tun? — Schuft, da du ein Schuft bist, hast du die Pflicht, Gutes zu tun.

Was nimmst du mir übel? Was wirfst du mir vor? — Das sage ich dir nicht. Denn wenn ich's sage, wirst du mir es widerlegen; wenn ich es aber nicht sage, weißt du's und fühlst dein Unrecht.

Ich liebe dich — dafür habe ich dir dankbar zu sein; nicht du mir. Aber das darf nur ich sagen; du darfst es nicht sagen.

Ein Philanthrop das? Oh, viel mehr. Ich versichere, daß ihm nicht eher lebenswert zu Sinne sein wird, als bis die Löwen ans Grasfressen gewöhnt sind; diesen Fortschritt wird er sich auch nicht scheuen mit Gewalt durchzusetzen. Und übrigens denkt er zwar nicht daran, würde es aber als Belohnung seines edlen Bestrebens hinnehmen, wenn diese besagten, neugeborenen Löwen nun bessere Koteletten abgeben.

Daß beim Schmeicheln Würde verloren geht, weiß auch der Umschmeichelte; aber wie oft und in welch hohem Grade es die seine ist, die die Kosten trägt, das ahnt er doch nicht, ahnt nicht, wie er benutzt, verlacht und verachtet wird.

Jeder Schmerz hat eine kleine Besänftigung durch Eitelkeit, nur nicht der Zahnschmerz.

Wir prätendieren in Gesellschaft mehr, als wir haben, weil wir inne werden wollen, daß wir noch mehr haben, als wir prätendieren.

Was ist Jugend? — Zu glauben, daß auch der tödliche Streich noch lebendig macht.

Ein wenig Lüge gehört zur Schönheit.

Eine Frau soll nicht süßer sein als der Kern einer frischen Walnuß.

Das Wesen des Weibes ist Geduld, das des Mannes Ungeduld.

Die Mutter: Eine Frau, die einen fünfjährigen Knaben hat, fühlt sich zum zweitenmal in der Hoffnung. Eines Morgens lärmt das Kind allzu fröhlich durch die Zimmer, und die Frau — es ist im ersten Monat der Schwangerschaft — bricht in die Worte aus: „Der Große sollte doch schon verständiger sein."

Nach längerer Gewöhnung an die Ehe werden eines Tages die Frauen wieder Mädchen — nur daß sie nicht mehr auf eine Hochzeit warten.

Die Tötung von Frauen müßte mit einem besonderen religiösen Fluch belegt werden.

Trübe Tage werden gegen Abend, wenn die Sonne hinabsteigt, heller; und manches trübe Leben erfährt dieselbe Begnadigung.

„Noch zieht das liebe Morgenlicht
in seinen Tag mich her;
noch hör' ich, was der Abend spricht,
doch ich versteh's nicht mehr.

Du bist schon allzulange Zeit
ein allzulauter Saft:
Oh suche deine Traurigkeit,
die du verloren hast."

„Regen braucht sogar noch das Schilf im See;" das habe ich von einem Bauern gehört.

Wir sollten aus keinem Gedanken mehr machen, als er aus uns macht.

Der Laie und das Museum

Wenn es wahr ist, daß ein Bedürfnis erkennen fast schon heißt eine Erfindung machen, so wäre es wünschenswert, daß es den Bedürfnissen leichter würde, sich auszusprechen. Warum sollte der Laie, wofern er nur seine Stellung richtig zu nehmen versteht, die ihm höchst fruchtbar, gleich weit von der Sachverständigkeit und vom Dilettantismus, angewiesen ist — warum sollte er nicht gehört zu werden verdienen, wo immer Dinge getrieben werden, die ihn angehen? Selingt es ihm, seine Bemerkungen eben nicht von den Dingen abzuleiten, sondern von sich selbst, so wird er keine gebührliche Grenze überschreiten und etwas Verständiges, vielleicht etwas Anregendes, auch wenn es keine unmittelbaren Folgen haben kann, zutage bringen. Der Schneider weiß einem leicht zu beweisen, daß der Rock, den er anprobieren läßt, gut sitze; zuweilen gibt ihm sogar der Spiegel recht; und trotzdem muß er sich dem Einwurf fügen, daß es sich in dem neuen Gewand nicht völlig gut, nicht ganz unmerkbar atme.

Ich gehe gern und häufig in die Museen und niemals mit Alltagsstimmung. Aber wie schwer es einem in Berlin gemacht ist, mit einiger Festlichkeit der Seele und der

Sinne bis zu Rembrandts Daniel oder der dem Cariani zugeschriebenen jungen Frau in der Landschaft vorzudringen, das ist bekannt. Früher war es anders. Schon auf der Treppe zu dem Schinkelschen Museum fühlte man sich, nicht nur körperlich, über die Straße erhoben, man fühlte sich feierlich empfangen und feierlich geleitet. Unvergeßlich wird mir immer das kurze Zögern bleiben, wenn ich mich zu entscheiden hatte, ob ich nach links zu den Deutschen, oder nach rechts zu den Italienern gehen sollte. Heute ist der Raum, der die beiden Abteilungen trennt, an Meterzahl und Unterschied des Stils viel größer, ideell indessen unvergleichlich viel kleiner; so daß man, von der germanischen Seite her in die romanische kommend, den Gegensatz der beiden geistigen Welten als einen Ruck verspürt. Die Haltung wird aufrechter, man unterliegt dem Anspruch der Würde, die sich auf den Tafeln darstellt; — eine sehr lehrreiche und keineswegs unangenehme Verwandlung ohne Zweifel; nur freilich eine Unterbrechung mehr des profunden Schweigens, worin die tiefste Wirkung der Kunst besteht.

Das ist es wohl: die Museen, wie sie selbst lehren, das heißt reden wollen, verführen auch zum inneren Reden. Diese Tendenz macht sich bemerkbar, auch wo nicht die von den bekannten höheren Gewalten durchgesetzte Barbarei des Gebäudes selbst aus der Not eine Tugend zu machen zwang — eines Gebäudes, worin man nicht als Gastfreund empfangen wird, sondern sich einschleichen muß und sogleich von einem gewaltig nahen Triumphator zu Roß niedergeritten wird. Hat man den Schrecken

der Wachtparade überwunden, so kommt man in eine Basilika, die aus dem Museum eine frostige Art von Kirche macht. Man weiß nicht: sind das Nischen, sind das Altäre; soll ich mir das Bild von Paris Bordone ansehen, oder soll ich vor der Madonna eine Andacht verrichten? Hier mag wohl die Not gezwungen haben. Aber oben finde ich Versuche, mit Gemälden, Plastiken und Stücken des Gewerbes Einheiten zu bilden, welche Räume des Museums als Räume eines Hauses vortäuschen. Ein sehr einleuchtendes Verfahren: das Tote soll wieder lebendig werden. Diese Gemälde sind von Truhen und Altären, diese Kamine und Türeinfassungen aus Palästen geholt, wohin der Zufall und die Geschichte sie gebracht hatten; jetzt werden sie wieder zu Altären und Palästen aufgebaut. Dawider scheint nichts zu sagen, so logisch ist es. (In Parenthese: Das Absurde ist überhaupt nur möglich im Logischen und im Tatsächlichen; in allem, was dazwischenliegt, nicht. Denn was dazwischenliegt, das ist die Ausdeutung beider durch den Menschen, das ist die Verwandlung des Wirklichen in die Metapher. Daher auch keine Philosophie durch Widerlegung ganz beseitigt wird.) Logisch sein, das ist es, was den Menschen am leichtesten in die Irre führt. Wenn ich die Prämisse aufstelle, daß die Passionen Bachs die stärkste und originellste Form des deutschen Dramas darstellen, mit einer Geschichte überdies, die bis in das frühe Mittelalter reicht — so brauche ich nur mich von der Logik verführen zu lassen, und ich spreche den Wunsch aus, daß sie in Kostümen gesungen

werden. (Sie können aber nicht einmal ohne Notenblätter gesungen werden.) Den Homer lasse ich mir von Sven Scholander zur Laute vorsingen. Das alles ist logisch.

Vor meinem Gefühl aber ist dieses zweite Leben im Museum eine Grimasse. Ich will nicht zu der Phantasie aufgeregt werden, die Menschen der verschollenen Zeit durch die Türen treten und vor dem Heiligenbild knieen zu sehn. Sowenig wie ich vergleichen und meiner Kennerschaft sowohl der Kunst als der Historie dienen will. Das Gemälde im Museum ist kein Gebrauchsgegenstand; es schmückt nicht; es ist. Sein Zweck ist ausgelöscht, sein Werdeprozeß desgleichen. Ich verlange in keine andre Beziehung zu ihm zu treten, als daß es mich zu tiefst und ganz und gar schweigen mache.

Ohne Zweifel heißt das einer Abstraktion der Kunst das Wort reden. Aber die wachsende Abstraktion ist der eigentliche Prozeß, in welchem die Kunst sich der Menschen bemächtigt. Wir haben sie längst so gut mit der Matthäuspassion wie mit dem Faust vorgenommen; wir hören in jener ohne Beeinträchtigung Christus im Frack, und lesen diesen noch lieber in einem Reclamheft, als daß wir ihn mit allen Künsten der Maschinerie auf dem Theater sehen.

Freilich, wenn dieser Prozeß der Abstraktion notwendigerweise eintritt, so kann er nicht bloß durch das Walten einer immerhin größeren Spanne Zeit nachweisbar werden; er müßte auch vor jeder Gegenwart der

Kunst zu spüren sein. Ist es nicht in der Tat so? Merken wir nicht, am lebhaftesten vor der Bühne, daß wir nicht immer und nicht vollständig an dem Leibhaftigen vor uns hängen, daß es vielmehr zugeht wie in der Hunnenschlacht vor Rom: die Leiber sinken, von Schlaf und Tod befangen, zur Erde, und die Geister kämpfen in den Lüften weiter. (Das Kunstwerk ist nur scheinbar wirklich; und da es nicht wirklich ist, kann es nicht partiell sein; eine Totalität aber kann es, als das irdische, endliche Gebilde, das es doch ist, nur ahnungsweise, deutungsweise, nur metaphorisch sein; dieses Metaphorische ist das, „was in den Lüften kämpft". Ich bin ein Laie, kein Schriftsteller; ich vermag mir kein Thema zu isolieren.)

Zur Abstraktion der Kunst hat auch das Museum zu wirken, zur Auslöschung der Zufälle von Zeit, Ort und Persönlichkeit, zur Schaffung einer neuen, höchst vagen Form von Heiligkeit. Das ist seine Aufgabe — weil es mein Bedürfnis ist. Es gibt noch andre Bedürfnisse, wirft man mir von oben herab ein — so gibt es also auch noch andre Aufgaben, und dem Ästhetiker von Beruf und dem Historiker, die ihre Herbarien brauchen, soll kein Recht genommen werden. Nur daß wir uns nicht wechselseitig das Leben und die Luft verkümmern! Das Schweigen und die Schule, der Feiertag und der Alltag, die Kunst und die Wissenschaft von der Kunst schließen einander aus. Man trenne sie in getrennte Räume und überlasse es der geistigen Freiheit jedes einzelnen, „hinüberzugehen und wiederzukehren".

Indessen heißt es zu allgemein sprechen, wenn man nur von dem Typus des umfangreichen, zentralen Museums der Großstadt spricht. Da gibt es noch die kleineren Museen, es gibt die mit ihrem ganzen Inventar der Öffentlichkeit aufgeschlossenen Paläste, die Häuser der Fürsten, die Kirchen. In ihnen leben die Kunstwerke noch, in der Gefahr, zu altern und zu sterben, der Abstraktion erst in der Entfernung, erst in der Erinnerung hingegeben. Die Grünewaldschen Bilder in Kolmar sind noch ein wenig Altar; das Vorhandensein eines Jüngsten Gerichts von Memling in der Danziger Marienkirche ist zu überraschend, als daß man die stadthistorische Seeräuberanekdote vergäße; und ein Boucher in einem Rokokoschloß läßt daran denken, daß es einer fürstlichen Muße vielleicht nicht vor schönen Bildern von Weibern so geistreich wohl gewesen sei wie vor Bildern von schönen Weibern.

Ein Zustand, an dem der Laie nichts geändert wissen möchte. Es liegt ihm nichts daran, alle Gedanken unter einen Hut und alle Bilder unter ein Dach zu bringen. Bekanntlich haben in diesem Winter (1909) die Augsburger Klage gegen Herrn von Tschudi geführt, weil er ihnen einen Tintoretto weggenommen und in die Münchener Pinakothek gesteckt hat. (Dieses soll kein Angriff, sondern nur ein Beispiel sein.) Daß Herr von Tschudi nicht ohne juristischen und historischen Rückhalt gehandelt hat, darüber braucht kein Wort verloren zu werden; er ist ja nicht der Kaiser Napoleon der Erste. Nur sollte in Kunstdingen immer und ohne weiteres von dem Rechte

gesprochen werden, das mit uns geboren ist. Also nicht, ob Herr von Tschudi das Recht und die Macht hatte, den Tintoretto von Augsburg nach München zu nehmen, geht uns etwas an, sondern ob es erfreulich, nützlich und angenehm ist, daß er es getan hat.

Ich halte es nicht dafür. Es ist sehr schön, in Augsburg einen Tintoretto zu treffen; und wer weiß, mein ganzes Leben hätte sich vielleicht klarer und entschiedener gerichtet, wenn in der öden Stadt, in der ich aufwuchs, auch nur ein Stück von Meisterhand bemalte Leinwand zu finden gewesen wäre. Herr von Tschudi kann nichts dafür, daß es dergleichen dort nicht gab; aber hätte sein Vorgänger es an seinem Platze gelassen, wenn es vorhanden gewesen wäre? Ein junger Mensch von siebzehn Jahren im verlorensten Neste von Deutschland, der von einem schönen Bilde Eindrücke hat, bedeutet mehr als die Komplettierung einer Schule in Berlin mit allen wissenschaftlichen Folgen. Mein Freund, der ausgezeichnete Künstler Thornow, sagt: „Wenn eine große Stadt den Regen ihrer ganzen Landschaft auf sich zieht, so dürstet die Landschaft, und die Stadt selber hat nicht mehr davon als die Durchspülung ihrer Kanäle und je zuweilen einige Kellerüberschwemmungen." Er hat recht.

Es ist schön, in Augsburg einen Tintoretto zu treffen. Es ist schöner, durch einen verfallenden Torbogen zu schreiten und aus einem zerbröckelnden Brunnen zu trinken, als sie beide wohlverwahrt und wohlversorgt in

irgendeiner Abteilung für die Plastik der Renaissance zu finden. Vielleicht hat jedermann in seiner Entwicklung ein kleines, heimliches Kapitel von der Verwandlung seines Gefühls gegen Ruinen. Es gab eine Zeit, in der es mich lüstete und aufregte, mir in einem brennenden Hause einen Menschen und ein Bild von Raffael in Gefahr zu denken und wen ich retten sollte; und damals entschied ich mich, den Menschen heroisch der Metaphysik und den Flammen zu überlassen und für den Raffael meine Haare und einige Quadratzoll meiner Haut zu opfern. Denn der Mensch, glaubte ich, sei auch im Tode und ohne Unsterblichkeit der Vernichtung nicht unterworfen; wohl aber das Kunstwerk (und das Tier). Ich verstehe dies heute nicht mehr. Der Untergang von Kunstwerken schreckt mich nicht mehr, er greift mir eher das Herz mit einer durchdringenden Schönheit an. Der Tempel rührt uns mit einer übersäkularen Rührung ohnegleichen, weil er zerstört ist; der unzerstörte, weil so viele seiner Brüder dahingestreckt sind. Keinen glorreicheren Augenblick hatte der Glockenturm von Venedig, als an jenem Morgen, da er in den Herzen der Zeitungsleser fast der ganzen Erde einstürzte und sein Staub sich Millionen Menschen auf den Tag senkte, wie er auf die Barken der Lagunen, auf die Hüte und Ärmel der Schiffer sich gesenkt hatte. Ich stand vor dem Abendmahl in Santa Maria delle Grazie — ein Schatten, sagt man; aber dieser Schatten hatte die Ehrwürdigkeit von neunzehnhundert Jahren, indessen das frische Bild nur eine von vierhundert haben würde. Wie dem auch sei —

Morosinis Bombe hat sich nicht so schwer am Parthenon versündigt wie die Spitzhacke Lord Elgins.

Entfernung und Erinnerung vermögen eine reine Abstraktion nicht zustande zu bringen, weil sie die Bilder umdichten. So zuverlässig ist keine Phantasie, daß sie viele Hunderte von Bildern im Gedächtnis ganz genau wiederaufbaute; und überdies ist der Erinnerungsvorgang in gewissem Sinne ein schöpferischer, er läßt aus einer mehr oder minder großen Anzahl von Elementen eine Einheit aufleuchten, die mit dem Urbild, aus dem die Elemente bewahrt blieben, nicht durchaus identisch ist. Oft geschieht es, daß uns an einem Bilde, das wir lange nicht betrachtet, aber mit dem wir uns viel herumgetragen haben, beim Wiedersehen schon das Format überrascht. Zudem ist die Erinnerung durch die Phantasie nur wenigen Menschen gegeben, und in ganz reinem Zustande auch diesen wenigen nicht; sie braucht immer des Hilfsmittels der Begriffe. Ich habe ein Experiment hierin gemacht und einigen Menschen von vorzüglicher Kraft der Phantasie und von Leidenschaft zu den Künsten die Aufgabe gestellt, ohne wechselseitige Hilfe die Haltung der Sixtinischen Madonna aufzuzeichnen: sie begingen zum Teil recht große Irrtümer. Hat man auf diese Erfahrung hin es sich begrifflich eingeprägt: sie trägt das Kind mit der linken Hand auf der rechten Seite ihres Körpers usw. — so behält man, wohl unverlierbar, diese Begriffe, und mit ihrer Unterstützung rekonstruiert die Phantasie nun leichter als vorher das

Bild. Eine derartige Triangulation eines Bildes durch Begriffe ist aber, und das liegt auf der Hand, vollständig gar nicht möglich. Das heißt unter anderm: eine vollständige Beschreibung eines Bildes ist nicht möglich.

Insoweit sie möglich ist, ist sie nun obendrein keineswegs sicher, die Vorlage wirklich zur Illusion zu bringen. Die sichersten Angaben sind beiläufig, wie mir scheint, rechts und links, sowohl wenn von dem Bilde, als wenn von den darauf dargestellten Figuren die Rede ist; darnach käme wohl jede Angabe, die moralisch gefärbt ist; zuletzt erst die objektive Bezeichnung sinnlicher Details. Das, was sich an meine Handlungs- und Verwandlungsfähigkeit wendet, an den Schauspieler in mir, hat es leichter, in mich einzugehen als das bloße Siegel der Vorstellung. Wenn mir jemand die Bewegung der Frau Potiphars, auf dem hiesigen Bilde von Rembrandt, beschreibt: sie dreht die rechte Hand so nach dem keuschen Joseph zeigend, daß man die Bewegung in der lügnerischen Kehle des Weibes wiederfindet und sie sagen hört: Jener hat — so fühle ich's in meiner Hand und meiner Kehle und sehe das Bild. Wer aber zu mir von einem dunkelgrünblauen Himmel spricht, darf nicht glauben, daß ich seinen Himmel auch wirklich sehe; ich müßte denn auch ohne seine Vokabel den Himmel, den er meint, in der Erinnerung halten. In diesem Falle verstehe ich sein Wort durch das Bild; nicht daß mir das Bild durch sein Wort aufgefrischt wird; — es ist ähnlich wie bei gewissen Übersetzungen, die man nur versteht, wenn man das Original danebenlegt.

Könnte ich mir hiernach einen Katalog, der mehr als ein Verzeichnis der Namen und Titel enthielte, auch nur wünschen? — da ich natürlich an Beschreibungen von der poetisch-dramatischen Art, systematisch durchgeführt bis für das letzte Schulbild und in einem Riesenlexikonband vereinigt, nur mit Grauen denke. Unsre königlichen Museen haben einen Prachtkatalog der Gemälde des Kaiser-Friedrich-Museums herausgegeben; ich betrachte den ersten Band, für die romanische Kunst, von Herrn Posse bearbeitet, — ein entzückendes Buch. Ein dünner Band in Großquart, mit blauleinenem, von E. R. Weiß entworfenem Einband — der freilich durch eines Adlers selbst heraldisch nicht zu entschuldigende Gerupftheit verunstaltet wird. (Der Adler ist nicht von Weiß; auch hat ihn nicht der Verleger gewählt, sondern der oberste aller Adler im Deutschen Reiche, eine wahre force majeure.) Dieser Katalog bringt von sämtlichen Gemälden Abbildungen, 534 Abbildungen; es ist dennoch erreicht, daß er nicht einer Briefmarkensammlung ähnlich wurde. Ein grauer Ton hält die Schrift und die oft kleinen, aber immer geschickt placierten, im Format zueinander und zu den Originalformaten abgepaßten Bilder zusammen, so daß die Doppelseite sich so günstig präsentiert, wie es nur möglich war. Eine Meisterleistung. Die Einteilung ist nach nationalen Schulen gemacht, innerhalb dieser nach Jahrhunderten, und innerhalb dieser wiederum, wo es nötig war, nämlich in der italienischen Kunst, nach Lokalschulen. Zusammenhänge des Orts werden auf diese Weise zwar

zerrissen, aber Zusammenhänge der Zeit hergestellt. Wie man's macht, macht man's falsch; also auch richtig, wie man's macht.

Es ist ein Feiertagsvergnügen, in diesem Katalog zu blättern.

Aber dieser Katalog ist auch ein Buch — und kaum daß ich darin lesen will, werde ich unruhig. Der Text enthält, als eine Neuerung, außer den üblichen Notizen über das Leben der Maler und die Provenienz der Bilder und derlei, Farbenanalysen der Bilder.

Ich studiere ein paar davon und bemerke, daß sie mir die Bilder auseinandersprengen. Ich schließe die Augen und bemerke, daß nun die Bilder härter, bunter und zusammengesetzter erscheinen als sie sind, als sie sein dürfen, wenn sie schön sein wollen. Der Fluch des Wortes, sobald es nicht mehr ist als ein Sigel des Begriffes.

Ich bin nicht voreilig und schließe aus meinem Mißgeschick, daß dieser Katalog nicht für mich, daß er wohl für den Kunstgelehrten bestimmt sei. Aber die Bilder — was soll mit ihnen der Gelehrte? Zum vergleichenden Studium sind sie zu klein und auch deshalb unbrauchbar, weil sie nicht nebeneinander gelegt werden können. Daß sie dem Gelehrten nur dazu dienen sollten, ihm das Heraussuchen seiner Photographieen zu erleichtern, dazu ist aber wohl der Aufwand zu unverhältnismäßig.

Also sind sie, also ist das Buch doch wohl auch für mich? Dann aber darf ich auch sagen, was ich in ihm vermisse. Ich vermisse einiges zu den Bildern Gehörige,

das viel mehr in der Kompetenz des Wortes liegt als Farbenbeschreibungen. Ikonographisches zum Beispiel. Es würde mir ein Vergnügen sein, allerlei Kenntnisse von dem religiösen, mythologischen und allegorischen Vorstellungskreis jener Kulturen zu naschen. Auch das würde mich die Kunst vielleicht besser verstehen, sicherlich reicher lieben lehren; es ist nicht gut, weder für ihn noch für mich, daß mein Professor zuviel aus dem Atelier spricht. Er hat ja ein paar sehr wesentliche Dinge, die er, und nur er, mich lehren kann.

Es ist mir sehr wichtig, zu wissen, von wem ein Bild ist. Bei Leonardos auferstandenem Christus finde ich angemerkt: „In den älteren Katalogen Mailändische Schule unter Einfluß des Leonardo da Vinci genannt. Über die Gründe, aus denen das Bild, als es 1884 wieder zur Aufstellung gelangte, dem Meister selbst zugeteilt wurde, s. Jahrb. der k. pr. Kstf. V. 293 ff." Morelli nennt dieses Bild wörtlich „eine niederländische Karikatur der Art und Weise des großen Florentiners". O, ich stimme dem nicht etwa bei, ich habe nicht den geringsten Beruf, nicht die geringste Fähigkeit, in einem solchen Streit Partei zu nehmen oder gar zu entscheiden. Aber eben deswegen, weil ich mich ganz dem Lehrer anzuvertrauen habe, verlange ich, daß er mir keine Gewißheit einredet, wo es keine gibt. Ich fühle mich um die Möglichkeit zu einem Zweifel betrogen, der für mich sehr bedeutend werden kann. Keineswegs verlange ich, daß auch Herr Posse oder Herr Bode zweifle, weil ihnen Morelli widerspricht; aber mir darf man diesen Wider-

spruch nicht verhehlen. Vielleicht gefällt mir das Bild nicht sehr; und weil es von Leonardo ist, mißtraue ich nicht seiner Hand und Stunde, sondern meinem Geschmack, den ich dadurch geneigt werde umzubilden und fortan als schlechten Berater in mir trage.

Denn Schönheit zu erkennen und zu fühlen, muß gelernt und also von einer großen Autorität abhängig gemacht werden. Gibt es aber eine größere als die der Namen, deren noch schattenhaftes Licht unsre früheste Jugend aufhellte? Wer auch hierin auf seine Originalität pocht, ist nicht besser daran als jener von Schopenhauer so hübsch verspottete Philosoph, „welcher wahrhaft rührende Bücher geschrieben und nur die kleine Schwachheit hat, alles, was er vor seinem fünfzehnten Jahre gelernt und approbiert hat, für angeborene Grundgedanken des menschlichen Geistes zu halten". Geschmack als ursprüngliche Anlage ist so selten wie Genie; sollte er nicht damit identisch sein? Denn er ist ohne starke Primitivität der Empfindung und Gestaltung nicht zu denken. Der rezeptive Geschmack braucht viel Umwege, Redensarten und Moden, um dem Primitiven beizukommen; die Durchschnittsbegabung kommt zum Primitiven selten anders als durch Raffinement. Ich habe fortwährend zu lernen, was schön ist. Zum Lernen gehört Mut, und zum Lehren Vorsicht. Ich würde sehr viel sicherer sein, wenn die Kataloge es weniger wären.

Briefe von Multatuli

Sieh da! Die Briefe von Multatuli auch auf deinem Schreibtisch! Du hättest sie von mir haben können — nein, du hättest sie von mir nicht haben können. Ich kann mich so früh von dem Buch nicht trennen, ich habe es verschlungen — Worüber lachst du?

Kannst du dich von dem Buch nicht trennen und hast es verschlungen? Physiologisch angesehen, würde das ein recht bedenklicher Zustand sein.

Ich finde das nicht sehr appetitlich.

Verzeih! Du hast recht.

Und abgesehen davon solltest du etwas weniger darauf erpicht sein, Redensarten zu verlängern; es ist eine mittelmäßige und pedantische Art von Witz. Im Ernst, wer ist denn von uns beiden der Pedant?

Du, unbedingt; denn du bist der Phantast von uns beiden.

Dieses „denn" glaube ich dir nicht, und wenn du noch so lustige Augen machst. Ich kenne diese neumodische

Art von Geist, Sätze oder Adjektive willkürlich zu kopulieren; was den Schreiber nur eine Partikel kostet, zwingt den Leser, einen großartigen, einen schielenden Gedanken aufzubringen oder sich dumm vorzukommen. Der Wahrheit dient man gewiß nicht auf diese Weise.

Du sprichst von der Wahrheit, du hast Multatuli gelesen. Er spricht etwas viel von der Wahrheit, scheint mir, für einen Mann von so großem Talent.

Ich meine, ein solcher hätte das meiste Recht dazu.

Ich meine, er hätte es am wenigsten nötig. Wer lügt denn ohne Not? Und nimm das Wörtchen Lüge im weitesten Sinn, buchstäblich, wenn du willst, oder auch nur als Unklarheit im Ausdruck, als Zweideutigkeit oder Schlaffheit im Ausdruck, im System, in der Methode — wie du willst. Niemand lügt ohne Not. Wo eine Lüge ist, ist immer eine Schwäche. Mit der Moral hat das so wenig zu tun, daß vielleicht grade die von Haus aus lügnerischen, die opalisierenden Naturen auch die moralischen sind. Das Talent gehört in eine andre Kategorie, und je größer das Talent ist, um so größer die Wahrheit. Ebensogut wie von der Wahrheit, könnte einer auch zuviel von seinem Talent reden — ach, ich vergesse, daß er das ja tut, der Mann, der viel gelitten hat! War er nicht doch ein bißchen eitel? Ein bißchen kokett zumindest?

Ich bin außer mir! Ist das alles, was du aus diesen beiden Bänden herausgelesen hast?

Alles? Aber wie denn? Wir fangen ja erst in diesem Augenblick an, uns darüber zu unterhalten, und oben-

ein machte ich meine Bemerkung ohne jede Pertinenz. Es ist gar kein Urteil darin, geschweige denn ein Aburteil. Warum soll ein so junger, so kindlicher Mensch nicht auch die Eitelkeit eines Kindes haben? Sie ist eine Auszeichnung mehr. Sieh hier vor dem zweiten Bande sein Bild aus dem Jahre 1875. Sieh diese Schläfen — sie sind modelliert durch ein jahrzehntelanges Zusammenpressen der Zähne; sieh die Augen — er hat Hunger und Frost gelitten wie die Allerärmsten, er ist ein Kämpfer gewesen und ein Dichter, er hat das Märtyrertum kennengelernt und die Genugtuung, die Erniedrigung und den Ruhm; die Blicke haben sich ihrer Aktivität begeben, und dieser beredte Mund scheint sich zum Schweigen entschlossen zu haben: er ist fünfundfünfzig Jahre alt, und noch hat das Kinn die Verdrossenheit der ersten Jahre bewahrt. Freilich, der Kummer beschattet sie, aber noch in der Verdüsterung, in ihrem bitteren Rechthabenhaben bewahrt sie ihren Liebreiz und Adel. Laß mich ihn immer eitel wie ein Kind nennen, ruhmredig wie ein Kind, geschäftig wie ein Kind, zur Freude fähig wie ein Kind, zur närrischen, sich überkugelnden Freude, ein Kind auch darin, daß er sich keine Gladiatorenstandhaftigkeit aufzwingt. „Ich würde Stoiker sein können," — da steht es — „wenn ich wollte, aber ich will nicht. Wer Schmerz hat und es sagt, ist wahr. Wer mit unnötiger Anstrengung Schmerz verhehlt, ist unwahr und zeigt Kunststücke." Das ist reizend, und er weiß, daß es reizend ist. „Jan hat mir einen schönen Überrock gekauft." Reizend, und er weiß es. Aber als er seiner guten

Tine die Beendigung des Havelaar meldet und die Freude in ihm rumort, da zeigt er, um die von Sorgen bedrückte Frau ganz zu beruhigen, noch mehr Freude, als er wirklich fühlt, und in dem Augenblick ist das Kind göttlich.

Mach' ihn aber nicht zu klein, laß ihn nicht bloß spielen. Die Unterdrückung von Menschen und der Kampf gegen Unterdrückung, die Ungerechtigkeit in der Welt und der Kampf gegen die Ungerechtigkeit, das sind so einfache Dinge, daß noch keiner daran gedeutelt hat, ohne sich zu versündigen. Ein Herz pocht in diesen Briefen, das Herz, aus dem die großen Gedanken kommen.

Nein, bitte nicht! Sind die Gedanken nicht an sich groß, so hilft es ihnen nicht zur Größe, daß sie herzbürtig sind. Das Wort von Vauvenargues ist ein hochgemutes Wort, und man darf es nicht lesen, als ob es hieße: les pensées qui viennent du cœur sont grandes. Wir wissen von den Herzen nichts, wir müssen auf sie zurückschließen. Kants Gedanke war groß, also kam er aus dem Herzen. Vauvenargues wollte eine Tatsache aussprechen, nicht eine Verklärung.

Du willst hiermit doch nicht auf Multatuli zielen?

Ich? Nein; und auch mein Satz nicht. Ich liebe die Sätze, die nicht zielen.

Schön. Du sagst, wir wüßten von den Herzen nichts; was wissen wir denn von den Gedanken? Was nennen wir große Gedanken? Sind das bloß solche, aus denen Generationen von Wortklaubern das Material für

ſcholaſtiſche Seifenblaſen beziehen? Du kannſt nicht ohne Erſchütterung die Bekanntmachung geleſen haben, die Multatuli, als ein Mann von dreißig Jahren, an die Einwohner der Minahaſſalande gerichtet hat. Wo findeſt du in der ganzen neueren Zeit einen politiſch-menſchlichen Akt von ſolcher Komplexion, ſo gerad, ſo unmittelbar, ſo wahr, — denn ich ſpreche von Multatuli und muß von der Wahrheit ſprechen; ein altteſtamentlicher Klang iſt das, ſeinesgleichen findeſt du heute nur in den Enunziationen aſiatiſcher oder afrikaniſcher Fürſten, daneben iſt die Rhetorik des Abendlandes unmenſchlich, akademiſch und ſchreibſtubenhaft. Multatuli hatte die klaſſiſche Kraft, die einfachen Dinge zu ſehen, zu fühlen und zu ſagen. Muten ſie in der Zeit vor der Gefahr trivial an, was will das bedeuten? In dem Augenblick, wo ſie oppoſitionell wurden, wurden ſie groß. Ein brennendes Recht floß durch ſein Herz, das iſt es, was die Briefe dich hätten lehren ſollen. Sie hätten dich ſollen einen Mann und Menſchen kennen lehren.

Das brauchten ſie nicht, lieber Bruder, du weißt es. Aber darf ich einmal recht ſpitzfindig ſein? Wenn ich Briefe leſe, ſo geſchieht es — zu welchem Zwecke doch? Um Briefe kennenzulernen, nicht irgend etwas, was dahinter ſteht, ſei es auch ein Menſch. Ich bin kein Pſychologe, ich bin nicht neugierig, ich habe an den Dingen ſelbſt genug, und wenn ſie mir nebenbei etwas verraten, ſo nehme ich es als Geſchenk. Eine weſentliche Unverſchämtheit iſt mir das, zu glauben, das Zentrum einer Seele ſei für unſre Hände ertaſtbar. Ein Menſch

handelt, leidet, fühlt, schreibt, beschreibt sich, das alles lasse ich, ein jedes gesondert, gelten und mir genug sein. Briefe also sind zuerst Briefe, und an denen Multatulis interessierte mich zuerst seine Kunst, Briefe zu schreiben.

Du glaubst im Ernst, er habe diese Kunst bewußt ausgeübt?

Ich werde ihn nicht so beleidigen, das nicht zu glauben. Du weißt, daß er die Schreiberei früh genug im Kopf hatte. Er verfaßt mit dreiundzwanzig Jahren ein Drama, mit einundzwanzig lose Blätter aus dem Tagebuch eines alten Mannes, und du kannst dir diesen holländischen Beamten wirklich vorstellen, wie er seine wirkungsvollen Improvisationen, seine munteren, energischen Briefe aufs Papier wirft, ohne daß er sie vorher verfaßt hätte, ohne daß er ihrer sicher gewesen wäre?

Und Bismarck?

Und Napoleon? Der unter die dramatischen Autoren gegangen wäre, wenn er nicht anderswohin gegangen wäre. Sieh zu: Du kannst verfolgen, wie er sich als Epistolograph entwickelt. Er ist noch unfrei zu Beginn, nicht ohne Pedanterie und des Materials noch nicht ganz Herr. Dann aber, als die Kämpfe seines Amtes ihn schärfen wie eine edle Klinge, beginnt, sehr früh, das Spiel der Meisterschaft. Sein Feuer läßt das Material in Glut aufgehen; welch eine schnelle, witzige, tätige Feder; wie kostbar er erzählt, trocken, ein Amerikaner vor der Entdeckung des Amerikanismus; er erinnert an Sarborg; wie kühnbogig, kurzschlüssig, wie frei und rein,

weil echt assoziativ. Eine Trübung seiner Kunst tritt ein, als die gemeine Not ihn auf die gemeine Tatsächlichkeit niederzwingt, und noch einmal eine, als die edelste Not, die Liebe zu seiner zweiten Frau, ihm die Herrschaft über den Atem verwirrt. Aber übrigens bleibt sein Tanz, seine Grazie; und als er alt wird, wird er, wie alles Edle, doppelt jung.

Also noch über den Tod hinaus die Wirkung, die ihn während seines ganzen Lebens so schmerzte! Er will an die Herzen greifen, und man lobt seinen Stil. Er will alle heiligen Kräfte aufrufen, zu sühnen und zu bessern, zu arbeiten und zu danken, und man freut sich seiner Rednergabe, und alles bleibt beim Alten. Es gibt kein jämmerlicheres Schauspiel als dieses: daß der Pöbel sich den Priester zum Hanswurst nimmt.

Narren, die ihr seid! Was geht uns euer Irrtum an? Moderne Narren, Kinder auch ihr, die alles haben und alles sein wollen. Lernt von Schiller, daß es zweierlei Wirkungsarten gibt, entscheidet euch und seid heiter. Willst du es gering achten, daß einer Schönes bildet und Lob dafür erhält? Bist du ein Hasser der Kunst?

Zurück auf dich den Vorwurf! Du verwechselst. Alle Liebe der Kunst und auch an Ehrerbietung einiges; aber daß sie auch gefährlich ist, daß sie die Herzen verwirrt, daß sie die Seelen steigert, ohne sie zu verpflichten, darf ich, darf niemand vergessen. Multatuli war darauf aus, Gutes zu wirken, nicht, Schönes zu bilden; und ich kenne keine herrlichere menschliche Gebärde als die am Schlusse

des Havelaar, wo er mit einer göttlichen Entschlossenheit den Vorhang mit den schön gewebten Figuren beiseiteschiebt und selber vor uns tritt, unzweideutig und verantwortungsvoll. Wie ein verschwenderischer Demiurgos läßt er die Gestalten seines dichterischen Genies aus der königlichen Hand gleiten und spricht zu mir, und ich fühle mich geehrt. Ja, es ist die herrlichste menschliche Gebärde.

Es ist eine herrliche dichterische. Denn sie hebt ja das Dichterische nicht auf, sondern verstärkt es. Es ist ein Truc, mein Lieber, unvergleichlich wirkungsvoller als der ähnliche der Romantik. Ich gebe zu, daß das Verhältnis zwischen der Ethik und den Künsten komplizierter geworden ist. Erinnerst du dich an Sarschins Novelle von den beiden Malern? Der eine, Djedow, malt die schönen, goldenen Sonnenuntergänge; der andere, Rjabinin, den armen Tauben im Kessel, der mit seinem zermarterten Leib die furchtbaren Hiebe des Hammers auf den Nietkopf auffängt. Heute malt Djedow diesen Unglückseligen. Ich liebe keine Lamentationen darüber. Wer ist Multatuli? Der Verfasser des Havelaar und der Liebesbriefe.

„Der Säemann, welcher ausging zu säen."

Ja, denn der Armschwung des Säenden ist eine herrliche Befriedigung. Er ist der Schöpfer des unsterblichen Trockenstoppels, der als Schatten des Max Havelaar nicht unebenbürtig neben dem Sancho Pansa des Manchaners steht. Multatuli ist tot; willst du mit ihm glauben, daß er uns nur Surrogate für etwas Besseres

gegeben habe, was ihn die Umstände zu geben verhindert hätten? War er denn ein Mann der Tat?

Er hätte es sein können.

Gewiß. Wie jeder Dichter, wenn er nicht eben doch mehr hat sein müssen. Betrachte nur seine köstliche Ungeduld! Noch das Wort ist ihm ein zu träges Material, geschweige die Menschen in Masse. Er ist viel zu schnell für einen Mann der Tat; das ist es, und er sagt es selbst: „Ich wollte alles etwas schnell und wurde böse, weil man nicht gleich meinen Schritt annahm." Seine erste Regung bei jedem Unheil ist: zu helfen; er ist gut, aber er ist zu beweglich. Den Frauen, die er liebt, schreibt er überraschend früh von den Kindern, die er ihnen wünscht. Er erzählt von einer eigentümlichen Nervosität, in die seine Mutter nach der Eheschließung verfallen sei; er scheint davon die Anlage zum labilen Gleichgewicht geerbt zu haben.

Er? Der Held? Der Standhafte im Unglück und Feste im spärlichen Glück?

Er hatte beides, die schnelle Hingerissenheit im einzelnen und die unbeirrbare Magnetnadelnatur im ganzen. Mach' ihn nicht größer als er war, du machst ihn damit kleiner. Wäre er irgendwo absoluter König gewesen, so hätte er seinen Untertanen das Huhn auf den Sonntagsteller gelegt und sein Land ruiniert.

Ich verachte die Politik.

Dann laß uns Multatuli als Dichter haben, halten und lieben.

Und als Kind?

Und als Kind. Die Grazie, die Schelmerei des Kindes

— alle Frauen liebten ihn — die gab ihm seine eigentümliche Schnelligkeit im Wort und im Gedanken. Die Schnelligkeit ist sein Talent, und — deine Hand, Bruder, wir wollen uns vertragen — sein Talent ist seine Wahrheit. Wir müssen doch immer von der Wahrheit reden, wenn wir von Multatuli reden.

Kathedralen

Zur Erscheinung Anton Bruckners

Nicht von den steinernen Kathedralen der Kriegszone soll hier die Rede sein. Wir beklagen ihr Schicksal, wir haben es nicht verschuldet. Auch wissen wir, daß von allen Zerstörungen und Beleidigungen, denen im Laufe der Zeit die Heiligtümer der Menschen zum Opfer fallen, die durch den Krieg nicht die trostlosesten sind. Der furchtbare Ernst, der eine Kathedrale beschießt, ist dem furchtbaren Ernst, der sie erbaut hat, näher verwandt als eine museumhafte Lust an ihr. Die Ruinen des Parthenon — so gewiß die Trauer um den zerborstenen Tempel durch die Jahrhunderte singen wird, wenn der Kampf zwischen Venedig und den Türken noch in tieferer Vergessenheit begraben ist als heute — diese Trümmer auf der Hochstätte von Athen haben der Zerstörnis außer der Trauer auch ein herzanrührendes Pathos zu danken, das ihnen einen höheren Adel gibt, als die archäologische Wohlerhaltenheit könnte. Schlimm wird es erst, wenn der Mutwille sich am Erbschatz des Geistes vergreift; doch auch da gibt es noch eine Rangordnung. Ob die bilder-

stürmerische Wut auf Savonarolas Ruf die Kostbarkeiten des mediceischen Florenz in die Flammen wirft, oder nach eines Papstes Befehl die nackten Gestalten Michelangelos mit Schürzen entstellt, oder im revolutionären Aberwitz die Steinfiguren der Engel und Heiligen von den Domen schlägt, sie ist immer noch von geistiger Natur, ist immer noch nicht so niedrig wie jene Schnödheit der Mönche von St. Maria delle Grazie, die, um eine bequemere Tür in ihren Speisesaal zu brechen, dem Abendmahl Lionardos Gewalt antaten, dem Heiland und seinen nächsten Aposteln die Füße abschlugen und das ganze Bild der Erschütterung durch die Maurerhacke aussetzten.

Aber — wie wenig lohnt es doch im Grunde, der Vergangenheit ihre Sünden aufzurechnen; wir kehren am besten vor unsrer eigenen Tür. Und tun wir das ernstlich, so werden wir entdecken, daß eine Zeit zwar über die Art der Verfehlungen, deren sich die Vorzeit schuldig gemacht hat, immer hinausgelangt, daß aber der böse Geist ihr darum nicht weniger zusetzt, in einer neuen Verkleidung, die zu erfinden er unerschöpflich ist. Aus Ruchlosigkeit zerstören wir keine Kunstwerke heute, wir sind ja Sammler, bezahlen einen alten Krug mit 30000 Mark. Aber wir restaurieren, Burgen und Dome, und das ist manchmal ärger als sie zerstören; und ob wir den Gotteshäusern die wahre Ehre geben, nämlich im rechten Geiste oder in irgendeinem Geiste darin zu beten, das beantworte zuversichtlich, wer es sich traut. In jedem Fall tun wir zu wenig, wenn wir unsre geistigen Besitztümer schonen und erhalten; es kommt darauf an, sie

zu benützen und ihren Sinn zu vollenden, indem wir ihn wirkend sein lassen. Seistige Besitztümer, will sagen: das große Werk, und mehr noch: den großen Mann.

In diesem Punkt fühlt sich merkwürdigerweise jede Zeit, und unsre besonders, im guten Gewissen. Sie ergreift ja alles, probiert alles und wirft mit den Ruhmeskränzen höchst freigebig um sich. Aber sie irrt, und nirgends ist ihr Irrtum verhängnisvoller. Sie merkt nicht, daß das Licht und den Raum, die dem Genialen gebühren, zu leicht das mit Virtuosität Mittelmäßige wegnimmt; es schmeichelt, indem es zu erschrecken scheint; es wird Mode. Die Mode aber bringt nichts zuwege, als daß sie ein siegreiches Prinzip durch alle seine Übertreibungen begleitet; das, denkt sie, sei Freiheit. Auch die Begeisterung der Masse beruht zu sehr auf demselben Grund wie der Widerstand, den sie eine Generation vorher gegen die Erscheinung aufgebracht hat, für die sie jetzt ins Feuer geht. Der Wagnerianer von heute war der Antiwagnerianer von gestern. Und während die Zeit sich kühn dem Neuen zugewandt glaubt, sehen wir sie immer wieder das wahrhaft Neue und wahrhaft Schöpferische zugunsten der radikal und zuchtlos ausgebildeten Konsequenzen siegreich gewordener Geistesmächte verkennen und verwerfen.

An Beispielen im kleineren Maßstab fehlt es nicht; aber wir können auch mit einem im allergrößten aufwarten: das ist das Schicksal Anton Bruckners.

Er ist der letzte der deutschen Heroen, nicht bloß des musikalischen Reiches, Schöpfer einer Welt wie Wagner,

Beethoven, Mozart und Bach — und fast zwanzig Jahre nach seinem Tode fallen von dem reichen Berliner Musikwinter auf ihn nur ein paar hastig verschüttete Stunden. Wir rühmen uns der vielen Beethoven-Abende mitten im Krieg; aber Beethovens schmerzlich zürnende Stirn würde sich nicht aufhellen, wenn er die Menge in seine Konzerte laufen sähe; er würde die Trägheit in diesem Genuß erkennen.

Es mögen ungefähr fünfzehn Jahre her sein, daß jemand von einer Brucknerschen Symphonie schrieb, sie sei „das senile Geschwätz eines größenwahnsinnigen Schulmeisters", — das war nur ein Sachverständiger, das zählt nicht. Inzwischen hat sich das Bild, mit der tückischen Unmerklichkeit, mit der die öffentliche Meinung sich verbessert, doch gewandelt und sieht etwa so aus: Bruckner, ein Naturmensch mit genialen Einfällen, unfähig zur höheren Ordnung des Kunstwerks, mit dem Orchester improvisierend, als säße er an der Orgel; in einigen seiner Mittelsätze, Adagio und Scherzo, habe er freilich auch die Einheit und Konzentration erreicht und in diesen Fällen Musikstücke von höchstem Rang und Wert geschaffen; aber die Ecksätze seien und blieben das Kreuz dieser im Grunde doch zerstreuten, geschwätzigen Kunst. So ungefähr, mit einigen Abstufungen, geht die Rede. Wohlwollend oder übelwollend, mürrisch oder bereitwillig ausgesprochen, sie steckt voller Unsinn, voller Bequemlichkeit.

Ich weiß nicht, ob ein künstlerisches Urteil überhaupt zu beweisen ist. Selbst die genaueste, sachgemäßeste

Analyse führt schließlich auf einen unauflösbaren Kern, und die Gründe können immer nur überreden, nicht überzeugen. Darauf beruht es ja, daß besonders in der Musik zum geringen Teil die Fachgenossen es sind, die einer neuen Genialität ins Tageslicht verhelfen. Ich nun könnte auch sonst auf diesem Gebiet nichts beweisen, und so begnüge ich mich, Zeugnis abzulegen. Wird immer Patroklus begraben, kehrt Thersites immer zurück, und wird die Zeit nicht müde, diese Schicksale zu bereiten, so wollen wir nicht müde sein, dagegen zu wehren.

Eine Erfahrung voran: Ich nehme die längste von Bruckners Symphonieen, die achte; je öfter ich sie gehört habe, um so kürzer wurde sie. Der Zeitverlauf von beinahe anderthalb Stunden wurde von Mal zu Mal reiner, tiefer und logischer gefüllt. Machte der Dirigent nun im letzten Satz Striche, — und das bildete die Regel —, so war der Satz zu lang; machte er keine, so sorgte das Ohr der Seele überhaupt nicht darum, ob kurz, ob lang. Diese Erfahrung, von Freunden geteilt, beweist unzweideutig, daß wir es hier mit keiner Improvisation zu tun haben, sondern mit einem Gebilde, dessen jeder Teil zum andern im rechten, notwendigen Verhältnis steht. Wir wissen von Bruckners Schülern, daß er von einer unerschöpflichen Quellkraft an Musik war; und dieses naive Genie hätte nicht eine Opuszahl bis in die Hunderte erreichen sollen? Stattdessen haben wir an gültigen Werken neun Symphonieen von ihm, ein Quintett, Messen und andre Chorwerke, bei der bekannten Fruchtbarkeit der Musiker eine erstaunlich geringe Zahl.

Wenn ein Künstler, nicht etwa einer, dessen Produktivität nur sickert und der mühselig klauben und sammeln muß, dazu in Lebensumständen, die jedenfalls seinem Beruf nur förderlich waren, wenn der Jahre an die Gestaltung einer einzigen Symphonie setzt (drei der schönsten von Mozart entstanden in sechs Wochen), was anders kann der Grund eines so seltsamen Verhaltens sein, als eine höchst deutliche Kunstabsicht, eine vorschwebende ideale Form und ein leidenschaftliches Gewissen, nicht einen Schritt vor dem selbstgesetzten Ziel zufrieden zu sein?

Und in der Tat sind Bruckners Werke frei von der Zufälligkeit sowohl des ungebändigten wie des unvermögenden Künstlers. Er ist weder ein Improvisator noch ein Rhapsode; daß er ein Organist war, ist im Gefüge seines Werkes nicht zu spüren, höchstens in seiner Dynamik. Wüßte man von seinem Privatleben nichts und erdächte sich sein Bild nach seinem Werk, so würde man einen Menschen von so extrem geistiger Art hinter ihm vermuten, wie Michelangelo. Sofern das Wort „naiv" einen Beiklang von Nachsicht hat, trifft es auf ihn nicht zu. Seine Kunst ist intelligent, ob man es auch von seiner Person bestreiten will; seine Musik ist eine tönende Vorstellung der Welt und keineswegs ein nur unversehens leuchtendes, übrigens bald leeres bald wirres Geklinge. Bei keiner andern Musik als bei der seinen erlebe ich es so stark, daß ich im Wachsen und Schwellen eines großen Satzes in eine bitterst süße Beklemmung gerate, in eine Bangnis vor dem leeren Zustand der Welt nach dieser Musik.

Der gegenteilige Begriff von ihm, den man immer wieder auch bei seinen Halbanhängern findet, stammt nicht aus seinem Werk, sondern ist die psychologische Folgerung von seiner vermeintlichen privaten Natur auf das Werk. Es geht hierin mit ihm, wie es mit Künstlern öfters geht. Man hört allerlei aus einem Leben, macht sich, geärgert oder entzückt, ein bürgerliches Bild und interpretiert aus diesem den Geist; kommt sich dabei sehr zeichendeuterisch vor und ist doch, man ahnt nicht wie sehr, in Spießbürgerei befangen. Um Bruckner hat die spärliche Biographie schon fast eine Legende gebildet. Der eine erzählt, daß er Fische mit der Hand aus der Schüssel genommen habe; ein andrer weiß, daß zu einem Scherzo backhändelfressende Ausflügler im Wirtshaus das Phantasieerlebnis waren. Er soll während des Unterrichts niedergekniet sein und gebetet haben, und dem Hanslick hat er gar die Hand geküßt. Wenn dieser Handkuß wirklich geschehen ist, so wird die Hand davon wie von einem Male bis in alle Ewigkeit brennen, Bruckners Lippen bleiben rein. Von einem Schüler des Wiener Konservatoriums aber hörte ich, von Rudolf Rittner, daß keiner aus der jungen Schar ungestraft sich ein ehrfurchtwidriges Wort gegen den komischen kleinen Meister mit den viel zu weiten Kleidern hätte erlauben dürfen.

Statt von diesem komischen Mann auf das Werk, sollte man von dem Werk auf den Mann schließen lernen. Ein großes Genie der Kunst verfällt, wenn nicht durch das Schicksal, dann durch eigene Wahl, der wachsenden

Einſamkeit. Denn es will zu tiefſt nur durch das Organ ſeiner Kunſt der Welt Herr ſein und leidet darunter, daß ſeine andern Organe beanſprucht werden; es will nicht reden und will nicht anders denken als ſchaffend. So iſt Bruckners „Unintellektualität" ein Geſchenk der Natur, ein Erſatz freundlicher Art für den ſonſt auf andre Weiſe notwendigen Verzicht, mit den Menſchen des Tages auf ihre Weiſe zu leben. Er iſt auch darin ein großer Mann, daß er es auf eine neue Art iſt.

Dieſes ſoll man endlich zu fühlen und womöglich zu verſtehen anfangen; man ſoll ſich des Dünkels entſchlagen, wenn man ihn tadelt, und der Herablaſſung, wenn man ihn lobt. Ein Muſikſtück iſt ein Verlauf von Zeit, iſt eingeteilte und durch die Teilung verwandelte Zeit. Bei Bach läuft die Zeit vom Anfang eines Stückes in gerader Richtung auf das Ende zu; bei Beethoven ſpüren wir, daß auf dieſe eindimenſionale Zeit in rhythmiſchen Herzſtößen ein Druck nach der Tiefe hin ausgeübt wird; und bei Bruckner iſt es mir, als ob die Tiefe plötzlich weit geöffnet wäre und die Zeit zum Raume würde. Vielleicht kann man ihn nur noch nicht ſpielen. Eines Tages aber wird man es ſpüren, daß er nicht bloß den Menſchen mehr oder minder angenehm die Ohren kitzelt, ſondern daß er der Menſchheit ein neues himmliſches Reich geſchenkt hat.

Die Soliſtin

Sie war faſt eine ganz große Künſtlerin, ſie hatte faſt die Dämonie der Sängerinnen, die einmal in jeder Generation erſcheinen, geheimnisvoll in der Wolke des Ruhms, eine Qual und Verlegenheit aller feurigen Jugend, verführeriſch durch die meiſterhafte Keuſchheit ihrer Kunſt. Sie hatte ein unbändiges Herz und vergaß nicht, daß ſie nur faſt eine Zauberin war; man durfte ſie ungeſtraft hören, man durfte ſie loben, ihr Geſang bedrohte die Seelen nicht. Oh, man mußte ſie in dem Konzert einer Rivalin geſehen haben, mit ihren horchenden, unruhigen Augen! Einmal in einer Pauſe kam eine Schülerin auf ſie zugeſtürzt, knickſte zuſammen und küßte ihr die Hand. Sie ſah auf das freudige, blonde, ethiſche Geſicht nieder, und ein Äußerſtes von Ungeduld und Geringſchätzung ſtreckte ihre etwas gedrungene Geſtalt; — ſie wußte, daß die Kunſt eine Sache auf Leben und Tod iſt. —

Drei Teile der H-Moll-Meſſe ſind vorüber; wie lange ſie gedauert haben, wer wüßte es zu ſagen? Muſik verwandelt das Gefühl der Zeit, und durch den Sturm der Chöre vermag die Erinnerung nicht mehr zu dringen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Erregung durch Müdigkeit dumpfer geworden iſt, gereizter, hilfloſer, wie durch

Hunger. Die Luft im Saal ist schlecht geworden, und das Licht erscheint den empfindlichen Augen krank.

Aber der Chor Sanctus dominus Deus Sabaoth füllt wieder den großen Raum mit einer brandenden, dichten Einheit; die Luft platzt in lauter winzigen Craquelés; wäre es ein schönerer Raum, er würde, meint man, mit seinem Inhalt mitfühlen, auseinandersinken und dem aufwärtsstrebenden Opfer seinen Weg zum Himmel freigeben.

Nach der Arie Benedictus drückt sich der Sänger unauffällig hinaus, und von den vier Stühlen der Solisten sind drei jetzt leer.

Ein gleichgültiger Herr, der Tenorist. Der Bassist trug einen Klappkragen und vermochte die Eitelkeit seiner entblößten Kehle kaum unter einer mittelmäßigen Diskretion zu verbergen. Nur die Kunst ist grausam, nicht die Natur; nur sie erniedrigt Menschen zur Materie; sie verfährt wie Cellini, der in die Gußmasse zum Perseus nicht nur totes Metall, sondern fertige, feine, eigene Gebilde warf. Wieviel falsche Königinnen lassen sich photographieren und bieten den Stolz ihrer durch das Singen geweiteten und gewölbten Brust aus! Damit alle Jahr einmal das Werk eines vor sechs Menschenaltern gestorbenen Kantors aus seiner Merlinverzauberung ins Leben aufwache, muß ein Mann, einer Mutter Sohn, und der auch einmal sterben wird, als der lächerliche Held seines „Organs" in Selbstgefälligkeit dastehen. Oder hatte er von Haus aus nichts zu verlieren? Hat die Sopranistin etwas zu verlieren, die Meisterin, die man jedesmal wegen ihres Stils

rühmt, wenn sie Bach gesungen hat? Eine lieblich dumme, göttlich seelenlose Stimme; die Stimme eines Engels, unversucht, rein, unangefochten von der Trübe des menschlichen, sterblichen, sehnsüchtigen Blutes.

Die Stühle dieser drei sind leer; und sie, die jetzt allein, dicht unter dem Stab des Dirigenten, auf dem Eckplatz sitzt, fühlt sich allein; sie ist kein Instrument mehr; sie wird nicht nur tönen, sie wird sprechen. Eine leis grauenhafte Freude rieselt ihr über die Kopfhaut; einen Augenblick lang fühlt sie ihre Kehle geängstigt von dem Übermaß des Willens in ihr. Sie erschrickt; sie fürchtet, die Präzision des Ansatzes zu verfehlen; sie erinnert sich, mit wieviel Kunst und Bewußtsein sie sich im ersten Duett neben der schwebenden Sopranstimme hat halten müssen. Es gibt noch kein Individuum bei Bach; sie hat entsagen müssen, um ihn zu singen. Die Angst in ihrer Kehle wächst, das Herz tut ein paar unrhythmische Schläge, eine flüchtige Bitterkeit ermattet sie. Der Chor rauscht um sie, als ob die Zeit stille stünde, qualvoll stille, erlösend stille. Er schweigt; es kommt wieder Bewegung in die Zeit, vom Orchester geordnet. Sie singt das Agnus Dei.

Einen Augenblick weiß sie nicht, daß sie singt; dann hört sie sich. Weit, weit vor ihrer Beseligung vorbei, ganz draußen fließt die Arie dahin. Ihr Jubel drängt das fließende Lied immer höher; je menschlicher, je vollender er sie durchpulst, um so göttlicher und ferner fließt der Gesang.

Nun ist er zu Ende.

In ihr ist's nicht zu Ende. Wie könnte es denn zugleich mit der Melodie zu Ende sein, da sie ja mehr erlebt hat als eine Melodie! In diesem Saal, der so voll von Erleben ist, wo ein freudiger Riesenchor von Männern und Frauen und ein Orchester, die ganze Schar an einem Augenpaar hängend, fast die Bänke der Zuhörer zusammendrückt, wo Enthusiasten und Eitle andrer Art sitzen, Partituren lesen in der Selbstgefälligkeit dilettantischer Kennerschaft oder richterlich und schmerzlich die Brauen ziehen, wo Damen in einem plötzlichen Impuls, statt zu hören, sehen, wo Verwandte der Chormitglieder vor Eifer zappeln und rote Bäckchen bekommen — in diesem Saal ist sie, in diesem Augenblick, allein und einzig. Sie hat nicht funktioniert, sie hat gekämpft. Sie hat ihre Kraft am festen Zügel geleitet, daß sie nicht selbstsüchtig ausströme; sie hat ihre Persönlichkeit so frei gemacht, daß sie sich weder aufdrang, noch schüchtern hielt: sie hat Persönlichkeit und Leidenschaft durch Bändigung gesteigert und wurde selbst Musik.

Und möchte weitertönen, fort und fort. Es ist der Augenblick der höchsten Hingabe. Jetzt nur aufwärts, jetzt nur empfangen werden, umfangen werden! Von diesem Allgefühl könnte sie, zum erstenmal, ins Einzelne, ins Menschenhafte dringen, ohne es zu übertreiben und ohne es zu verflachen. Nur aufwärts jetzt, nur angenommen, hingenommen werden — in diesem Augenblick —! — — —

Aber sie setzt sich auf ihren Stuhl.

Nach der Sitte dieser Konzerte hat niemand applau-

diert, und sie hat sich nicht verbeugt. Sie kann es nicht begreifen, daß nichts geschieht. Sie hat nicht einmal einen Nachbarn, dem sie ein freudiges oder ein blasiertes Gesicht zeigen könnte. Ein Kind, das seine Lektion gut aufgesagt hat, ist besser daran. Wenn sie jetzt hätte forteilen dürfen! Wenn der Beifall, der in allen Händen zuckte, sich hätte entladen dürfen! Man erstickte ihr ja den Triumph ihres Herzens. Hatte sie nicht gelebt, gelitten und gesiegt wie nie in ihrem Leben? Nicht sie, sondern wieder triumphierte der Chor. Bach triumphierte, und gar der Dirigent triumphierte.

Die Zeit, waren es zwei oder drei Stunden, war dick geworden an diesem Abend; und als das Konzert zu Ende war, wurde die Last dieser zwei, drei Stunden vom Beifallsjubel vieler Hunderte von Menschen weggefegt. In Wahrheit wußte niemand mehr, was alles geschehen war.

Im Künstlerzimmer kamen ein paar freudige, zerstreute Menschen auf sie zu und machten ihr Komplimente. Offenbar schien es allen ein wenig lange her, daß sie gesungen hatte. Ihr selbst war es unendlich lange, ein ewig verschütteter Weg. Sie lächelte wie ein mißhandelter Mensch über jedes Wort und sah den Sprechenden geringschätzig in die Augen, ähnlich wie einst ihrer Schülerin in dem Konzert der Rivalin. Sie fühlte, daß sie nie mehr singen würde; sie fühlte, daß sie morgen wieder singen würde wie heute, vielleicht schlechter, vielleicht auch besser.

Sie fährt nach Hause. Ein Zufall, ein Gruß, ein Licht-

blitz auf dem feuchten Straßenpflaster, der Anblick eines Stolpernden kann ihr die böse, vorwurfsvolle Ernüchterung aus dem Gemüt scheuchen. Es kann aber auch sein, daß sie mit den noch kalten Blicken einen Menschen sieht, den sie liebt, und das Geschenk zurücknimmt, die freiwillige Gabe, die auch den leidenschaftlich Besessenen noch zu einem freien Menschen macht.

Was bleibt einem leidenschaftlichen, unzufriedenen Herzen von seinen tiefsten, wahrsten Erregungen? Vielleicht nur eine mißtrauische Laune. Und was bedeutet eine Laune in einem ehrgeizigen Leben? Ein Schicksal vielleicht.

Ein zufälliges Gespräch über historische Glaubwürdigkeit

In einer Gesellschaft von Freunden, die sich allwöchentlich in einer Weinstube zusammenzufinden pflegte und diese seit Jahren geübte Gewohnheit nach einigem Zögern auch während des Krieges beibehielt, kam es, bei aller sonstigen gegenseitigen Schonung der Grundansichten, doch gerade während des Krieges nicht selten zum Streit; es spannte sich sogar zuweilen, allen empfindlich und betrüblich, das eine Mal langsam vorbereitet, ein anderes Mal plötzlich aufspringend, eine Erbitterung zwischen ihnen, die um so rätselhafter war, als noch jedesmal die unumwundene Aussprache, wenn sie nur überhaupt zustande kam, Übereinstimmung, zumindest Verträglichkeit oder wohl gar Verschmelzbarkeit ihrer Gedanken zutage förderte. So war eines Abends wieder einmal eine an sich belanglose Unstimmigkeit zwischen ihnen in jenes plötzliche Schweigen ausgeartet, bei dem das Gemüt der Beteiligten in seiner jeweiligen Lage peinvoll gebannt verbleibt; ein jeder fühlte, daß das Schweigen feindselig und der Kameradschaft freier, erwachsener Menschen unwürdig sei.

Dieses Mal aber brauchten sie über die fatale Pause

nicht hinwegzugleiten; einer von ihnen nämlich brach sie ab, indem er zur Überraschung der andern seinen ganzen breiten Oberkörper mit vorgestreckten Armen und flachen Händen über den Tisch warf, die Gesellschaft der Reihe nach anblinzelte und ein kurzes Lachen ausstieß. „Jetzt habe ich ihn, den Satan," rief er aus. Verwundert und jedenfalls dankbar, fragten sie ihn, was er meine; er richtete sich auf und gab seine Erklärung: „Den Satan, der uns das Unkraut zwischen den Weizen sät; seit Monaten pass' ich ihm auf, und heute habe ich ihn gefaßt," und hierbei drückte er symbolisch den rechten Daumennagel auf den linken.

„Daß wir über Verschiedenes verschiedener Meinung sind, das wissen wir vom ersten Tag an, wo wir einander begegnet sind. Daß wir, unter anderm, hier zusammenkommen, um uns nötigenfalls von Herzen auszukrakeelen, das wissen wir auch, wir haben ja noch keine weißen Ohren. Aber ein paarmal jetzt, ich gestehe es offen, war mir nicht wohl dabei; und ich glaube, euch auch nicht. Woher die Erbitterung, die Vorsicht, die grausame Häßlichkeit des Schweigens wie jetzt eben? Es ist ja freilich wahr, daß eine jede Meinung heute ein schwereres Gewicht als früher hat, weil wir sie nämlich im geheimen daraufhin prüfen, was aus uns allen würde, wenn sie zur Herrschaft käme. Aber wäre es etwas in diesem Sinne Ernstes von Konsequenz, was uns entzweit hat, ich dächte, wir wüßten dann alle, was zu tun. Wir jedoch sind bloß verstockt, und das ist immer die Folge von bloßer Dummheit und Kleinlichkeit!"

Die andern wurden ungeduldig und wollten wissen, was er nun eigentlich entdeckt habe; ihre üble Stimmung aber, da sie nun wenigstens eingestanden war, hellte sich auf. Ihr weiser Freund fuhr fort: „Ihr werdet meine Entdeckung schon hören, sie wird blamabel genug sein. Ich meine, unser Streit wurde giftig einfach darum, weil wir alle das nicht kannten und wußten, worum wir stritten; wenigstens nicht genau kannten und nicht genau wußten; jeder fühlte haarscharf diese Schwäche beim andern und durfte sie doch nicht zum Vorwurf machen, weil er selbst ihrer schuldig war. Das ist immer die Lage, in der die Menschen verstockt werden; fragt nur bei Eheleuten an."

Die Freunde waren enttäuscht, die Erklärung schien ihnen ungenügend. Als sie aber dann mit wechselseitiger Unterstützung die Entwicklung ihres Gesprächs wiederholten, sahen sie, daß die Erklärung richtig war. Sie hatten einander Zeitungsnachrichten und Gerüchte aufgetischt; der eine hatte sie glatt verworfen, der andre vollwichtig angenommen. Sie hatten dann an die völlig unbekannten, ihnen insbesondere eingestandenermaßen unkontrollierbaren Data Folgerungen und Urteile geknüpft, die nur an mathematisch sichere Data zu knüpfen überhaupt einen Sinn hatte. Über die gegensätzlichen Wünsche und Ideale, von denen ihr Verfahren bestimmt war, hätten sie mit Offenheit und Achtung sprechen können; daß sie aber gegen Tatsachen, oder was dafür gelten wollte, ihre Freiheit verloren hatten, darin steckte in der Tat eine dem Aberglauben verwandte Dummheit.

Und zu welch einer sonderbaren Versteifung diese führen kann, das weiß jeder, der genügend in Dorfwirtshäusern herumgehört hat. Da erzählt einer eine Geschichte, die am Dienstag passiert sei; ein andrer bestätigt sie Wort für Wort, aber er sagt: Mittwoch. Es ist für den Wert und Witz der Geschichte gleichgültig, auf welchen Tag man sie setzt; aber der eine besteht auf Dienstag, der andre auf Mittwoch, und darüber „geht Verona zugrunde", wie über „bohrt Ihr mir einen Esel, mein Herr".

Die Empfindlichkeit war gelöst; ihre Erklärung wurde, wenn auch als nicht ganz zweifelsfrei, angenommen, und man geriet in ein lebhaftes Gespräch über das Problem der historischen Beglaubigungen, der historischen Gewißheit im allgemeinen. Am wenigsten beteiligte sich daran ein auch schon vorher zumeist schweigsamer Herr, der vielleicht an dem ganzen Tische die merkwürdigste Gestalt war. Er schien auch beim Sitzen von ungewöhnlicher Größe, war schön, üppig, wohlgepflegt, in der Kleidung von auffallender Bequemlichkeit und Eleganz und über fünfzig Jahre alt.

„Sagen Sie nun auch Ihre Meinung, Scheich," forderte ihn einer der Freunde auf. Der so Betitelte lächelte selbstgefällig und erwiderte: „Ich bin in meinem Leben schon öfters mit fast denselben Worten am Ende eines Streites um meine Meinung gefragt worden. Am besten, ich erzähle von dem einen Mal; dann habt ihr zugleich meine Meinung und eine Geschichte."

In einer runden Bewegung vereinigte er einen Wink an den Kellner und einen Fingerzeig auf die vor ihm

stehende, leere Burgunderflasche, und während ihm die zweite geholt wurde, brachte er aus seiner Tasche einen Tabaksbeutel und eine Pfeife mit einem großen, schönen, braunen Meerschaumkopf hervor. Er ließ ruhig auf sich warten, stopfte die Pfeife mit zartsträhnigem, gelbem Tabak und setzte sie in Brand. Er affektierte bei diesen Geschäften eine altväterische Umständlichkeit, nahm mit gespielter Ungeschicktheit den Pfeifenkopf zwischen beide Hände, wie um sich zu wärmen, und begann, nachdem er getrunken hatte:

„Während meiner brasilianischen Zeit, in Rio, hatten wir einmal einen Gedankenleser, Hypnotiseur und sonstigen Meister geheimer Künste in der Stadt. Seine Versuche waren verblüffend genug; was er noch zu steigern wußte, indem er es wagte, den Zuschauern eine übersinnliche Erklärung seiner Künste freizustellen und beinah zuzumuten. Er erregte so viel Aufsehen, wie seinesgleichen schon lange nicht, seitdem der erste spiritistische Allerweltstaumel sich gelegt hat. So wurde denn auch in unserm Klub viel über ihn gesprochen und gestritten; und wie das so geht, der Streit machte seinen Gegenstand eigentlich erst kostbar, und infolgedessen machte er die Streitenden auch wagehalsiger im Geist, als sie von Haus aus waren. So daß schließlich wieder einmal Hamlets Wort an Horatio, von den Dingen zwischen Himmel und Erde und unsrer Schulweisheit, sich hervorwagte. Ich hatte Autorität" — er verbeugte sich hierbei mit entwaffnender Ironie — „und wurde um meine Meinung so angegangen, als ob sie das Ding ent-

scheiden sollte. Ich tat, was ich in diesem Augenblick tue: ich erzählte meine Geschichte.

Ich erzählte" — er machte eine Pause, wobei er sein Gegenüber eindringlich, aber leer ansah — „von einem in meiner Jugend in den betreffenden Kreisen berühmten Wahrsager namens Heß; ihr habt vielleicht auch noch von ihm gehört. Es wurden von diesem Manne die allersonderbarsten Dinge berichtet und als glaubwürdig verbürgt. Besonders in meiner Vaterstadt schwor man auf ihn, weil er, der erwiesenermaßen Ortsfremde und Unbekannte, einem verwickelten und bösartigen Erbschaftshandel dadurch ein Ende gemacht hatte, daß er ein verstecktes Testament des Erblassers durch nichts andres als seine Hellsehergabe hatte finden lassen. Doch ich fasse mich kurz und komme auf den Vorfall, der für meine Freunde in Rio von Belang war. Stellt euch vor, daß dieser Heß eines Tages bei einem reichen Fabrikanten und Besitzer eines Rennstalls zu Saste ist. Er vermeidet es, wie immer, das Gespräch auf seine eigentümliche Gabe zu bringen, kann aber nicht hindern, daß andre es tun. Sein Gastfreund, ein Mann von Geist, der nach der Maxime lebt, vom Pfirsichbaum den Pfirsich und vom Weinstock die Traube zu pflücken, fragt den Hellseher geradezu, ob er sich etwa getraue, unter seinen Pferden den Sieger in einem ungefähr nach vier Wochen zu erwartenden Rennen herauszufinden. Heß erwidert, daß er das in diesem Augenblick nicht wisse. ‚So kommen Sie mit mir in den Stall und sehen Sie zu,‘ sagt der Hauswirt. Heß geht darauf ein, und die ganze

Tischgesellschaft begibt sich aufgeregt in den Stall. Man führt den Hellseher an den Ständen vorbei, und das Erwartet-Unerwartete geschieht: daß Heß auf ein Pferd, und zwar nach sichtlich ganz zerstreuter Prüfung, zugeht und es als Sieger bezeichnet. Die Sachverständigen lachen, lachen um so schadenfroher, als sie nicht nur das Pferd kennen und wissen, daß ihm eine gehörige Rennleistung nicht zuzutrauen sei, sondern sie wissen auch, daß zwei andre Pferde, berühmte, längst für das Rennen angesetzt sind. Nur der Wirt lacht nicht; denn er weiß mehr, und zwar, daß eben dieses von Heß bezeichnete Pferd Fortschritte gemacht hat, und daß er sich's schon durch den Kopf hat gehen lassen, es nachzunennen. Ihr werdet mir zugeben, daß für ihn diese Situation in dem Grade wichtig, wie er selbst fähig ist, zu glauben, was er weiß — nach Carlyle die exemplarische Tapferkeit. Nun, er wird euch überraschen. Während die andern debattieren, verläßt er den Stall, kommt wieder, mit den Händen auf dem Rücken, und fragt den Hellseher noch einmal: ‚Welches Pferd?' — ‚Dieses' antwortet Heß. Worauf der Besitzer dieses zum Siege bestimmten Pferdes seinen rechten Arm hinter dem Rücken hervorbringt, er hat einen Armeerevolver in der Hand und schießt dem Saul hinters Ohr. Jeder kann sich die Szene selbst ausmalen. Heß reist ab, das Rennen findet statt — und in dem Augenblick, indem das siegreiche Pferd, nicht das tote, seinen Kopf durch das Ziel streckt — oder nein: man fand am selben Tag in einer Straße von Newyork einen Toten, der nach dem Ausweis seiner

Papiere dieser unser Prophet Heß war. Er muß in demselben Augenblick gestorben sein, in welchem ein andres als das von ihm bezeichnete Pferd das Rennen gewann."

Der Scheich hob abwehrend seine Hand: „Wartet noch: einiges von dem, was ihr sagen wollt, werdet ihr hören. Ich habe nicht euch, wie ich zu bemerken bitte, diese Geschichte erzählt, sondern sie nur im Abriß wiedergegeben, als die meinen Freunden in Rio vorgetragene. Ihr könnt euch denken, daß sie davon erregt waren, daß die Meinungen sich leidenschaftlich trennten; und ich werde das Hinüber und Herüber, das mir beiläufig noch in Erinnerung ist, für euch am besten auf ein paar Grundformeln bringen."

Hier konnte sich einer der Tischgenossen doch nicht zurückhalten und rief aus: „Ich wette, der erste, der auf Ihre Geschichte die Sprache wiederfand, sagte: ‚Zufall'."

„Fehlgeraten," sagte der Scheich; „das war erst der zweite. Der erste nämlich erhob den Zweifel, ob Heß wirklich im selben Augenblick seinen Schlaganfall, oder was es sonst war, erlitten habe, wo in Deutschland das Pferderennen sich endigte; es käme darauf an, ob das Zusammentreffen nur nach der Uhr stimme oder nach dem wirklichen Augenblick der Welt. Denn nach der Uhr gäbe es zwischen Newyork und etwa Baden-Baden bekanntlich einen Zeitunterschied von ungefähr sechs Stunden. Dieser war auch sonst ein gebildeter Mann und erinnerte daran, daß Shakespeare und Cervantes am selben Kalendertage gestorben seien; nur eben hät-

ten die Engländer gregorianisch und die Spanier noch julianisch gerechnet.

Merkwürdiger aber war, was ein dritter vorbrachte. Ihm sei, so setzte er auseinander, das Ereignis nur in dem Sinne wunderbar, wie jede tiefe Bestätigung wunderbar scheine. ‚Der Hellseher sieht ein Ereignis voraus, das heißt, während wir andern das Gewebe der Notwendigkeit nur nach rückwärts, nach der Vergangenheit hin überschauen, vermag er einige aufblitzende Fäden auch nach vorwärts zu erfassen. Notwendigkeit ist auch dort. Der Hellseher kann irren, oder sein Spruch kann eintreffen. Wenn er aber nicht geirrt hat, und sein Spruch doch nicht eingetroffen ist, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder er selbst — oder die ganze Welt zerspringt, zerspringt wie eine Bologneser Glasträne, wenn man auch nur das winzigste Spitzchen davon abbricht.‘

Hiergegen wandte sich, während die andern verblüfft waren, mit energischer, auffässiger Bewegung ein vierter; er ließ jede Höflichkeit beiseite und stellte den Mystiker geradezu vor Ehre und Gewissen; er sagte ihm, daß er seinen Schluß recht hübsch und geistreich finde, aber er begehre Antwort darauf: ob er die Prämissen mitsamt dem Schluß auch wirklich glaube, auf Ehre und Gewissen.

Der also Beklemmte faßte sich leidlich und erwiderte: er glaube das wirklich, wenn auch mit einer gewissen Einschränkung. Er habe nämlich selbst zwar noch keine Zustände erlebt, in denen er über die Grenze des Be-

wußtseins wäre getragen worden, aber doch solche, die ihn an diese Grenze recht nahe geführt hätten, so nahe, daß eine Ahnung von dem Zustand des vollständigen Durchbruchs über ihn gekommen sei; ‚ein höchst wunderbares Gefühl, mit keinem andern in seiner Mischung von Bedrängtheit und Überschwang zu vergleichen; höchstens mit der jedermann bekannten Erschütterung, wenn man eine unbezweifelbar zum erstenmal erlebte Situation wie in einem fahlen Lichtschlage glaubt genau so bis in ihre kleinste, zufälligste Einzelheit schon einmal erlebt zu haben.‘ Es sei ihm zum Beispiel begegnet, daß er beim Zeitunglesen es ganz deutlich gespürt habe, er brauche nur ein unendlich winziges Stückchen mehr an Kraft und Konzentration, und er wisse den Inhalt der Zeitung, nicht die Leitartikel, versteht sich, sondern die Telegramme und Nachrichten, mit geschlossenen Augen Wort für Wort.

Leidenschaftlich fuhr ihm sein Gegner dazwischen, und ich lasse ihn am besten selbst reden. Mit einem Hohn, der nur dadurch nichts Beleidigendes hatte, daß er der Sache, nicht der Person galt, brach er los: ‚Nur ein winziges Stückchen mehr an Kraft — aber auf dieses winzige Bißchen kommt es an. Das Beseligende solcher Zustände leugne ich nicht, es ist mir ganz begreiflich. Sie schließen ja die höchste denkbare Eitelkeit in sich; sie schmeicheln ein Ausgezeichnetsein, eine Aristokratie vor, die exklusiver ist als die vom Kaiser her, ja, als die durch den Genius; eine Aristokratie unmittelbar aus dem Anhauch des Weltgeistes. Diese Zustände, diese

überschwänglichen Gewißheiten! Noch einmal, ich gönne jedem ihre Entzückung, aber sie müssen bleiben, was sie sind, nämlich ganz und gar subjektiv. Gegen sie gehalten, muß noch der Schrei der Lust oder des Schmerzes objektiv sein. Denn wenn sie objektiv werden wollen, wenn sie irgendeine Gültigkeit und Macht in der realen Welt usurpieren wollen — dann, in diesem Augenblick, drängt sich ein für allemal der Tropfen Betrug hinein, bewußt oder unbewußt, was übrigens nur ein Unterschied in der Schnelligkeit ist. Ich glaube keinem das Wunder, schon weil ich weiß, wie er sich dadurch ausgezeichnet fühlt. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind; nehmen wir beide als Frauenzimmer, so ist es nicht erstaunlich, daß die Menschen die Tochter lieber als die Mutter freien. Ich habe in meinem Leben schon viele Wundergläubige getroffen, aber noch nicht einen einzigen Gläubigen. Noch keinen sah ich Berge versetzen, aber viele hörte ich es für gewiß ausgeben, daß der Glaube Berge versetze.'

In dieser Art sagte er manches. Wir wären um unsre Sache gekommen, wenn nicht ein fünfter dagewesen wäre, den die Neugier plagte, und der durchaus wissen wollte, welches Pferd denn nun eigentlich gesiegt habe, ob es eines von den beiden des besagten Rennstallbesitzers gewesen sei.

Schließlich glaubte ein letzter, das Problem lösen zu können, und erklärte den Tod des armen Heß durch Autosuggestion. Er führte Beispiele aus der Literatur des Okkultismus an, von Todankündigungen, von Ladungen

vor das Jüngste Gericht, bei denen die auf den Tag angedrohte Katastrophe, historisch unbezweifelbar, eingetreten sei; wofür es nur die eine vernunftgemäße Erklärung, die durch Selbstzerrüttung, gebe. In unserm Fall spräche ja überdies die schnelle Abreise des Heß, seine Flucht über See, sein Umherirren in den Straßen Newyorks eine deutliche Sprache. Er endigte mit einem Hinweis auf den wunderbaren Tod der Penthesilea bei Kleist, die alle Waffen des Selbstmords von sich würfe und nur durch ihren Willen zum Untergang entseelt niedersinke." —

Nun aber konnte der Scheich die Freunde nicht länger im Banne halten. Durcheinander sprechend verlangten sie, ein jeder nach seinem Temperament, von ihm zu hören, welche Aufklärung er den Männern in Rio gegeben habe.

„Ja," sagte der Scheich, und er hatte dabei in seinen Augen ein recht bösartiges Funkeln, „an alles hatten sie gedacht, nach manchem gefragt, sogar nach dem Stand der Uhr in Newyork und Baden-Baden; nur danach nicht, ob Heß denn wirklich überhaupt gestorben sei. Er lebt nämlich noch heute und ist vor ein paar Jahren wieder in Deutschland aufgetaucht."

Mochten die Tischgenossen dem Erzähler weit oder nicht weit gefolgt sein, seine letzten Worte erzeugten bei allen die peinlichste Stimmung. Der Scheich versorgte sich in einer aufreizend umständlichen Weise mit Wein und Tabak. Plötzlich erhob sich einer der Männer, unter ihnen allen der Vertrauteste mit dem Scheich,

und sagte scharf: „Sei nicht stolz auf den Sieg; tu dir nichts zugute darauf, daß sie alle irrten. Du hast sie angelogen, da ist es kein Wunder, daß dir Lüge und Lügenähnliches zurückkam. Mehr Wahrheit, als einer in die Welt hineinträgt, wird er auch nicht in ihr finden, nicht mehr und nicht weniger."

„Damit bin ich einverstanden," antwortete der Scheich, und seine Haltung und Stimme wurden heiter und frei, so daß die Spannung bei allen wieder nachließ; er hob gegen den noch immer vor ihm Stehenden das Glas und trank: „Laßt uns also nicht mehr lügen! Aber ob das nicht auch hieße: laßt uns nicht reden? Wer etwas tut, der kennt den Sinn der Welt, denn er erfüllt ihn; von denen, die reden und denken, kennen ihn wenige; ganz wenige in Jahrtausenden. Es wäre sehr schön, wenn man nur auf diese wenigen hören könnte. Aber — wie sagte doch jener skeptische Neuvermählte, als man ihn fragte, ob er glücklich sei? Ich müßte lügen, wenn ich die Wahrheit sagen sollte. Das Lügen ist gewiß noch nicht das Schlimmste. Man bringt damit sogar manchmal was zustande. Jämmerlich ist nur eins: sich belügen lassen; und doppelt jämmerlich: sich durch die jämmerlichste Lüge, das ist die Unwissenheit, die Achtlosigkeit, die Oberflächlichkeit, eigene und fremde, um sich selbst betrügen lassen. Mein Mann ist heute jeder, der da in jedem Falle weiß, ob er etwas weiß. Sonst macht man's nur wie die meisten von unseren Zeitgenossen: die Dinge, die man nicht glaubt, wenn man sie hört, die glaubt man in dem Augenblick, wo man sie weiter erzählt."

Dieses Epigramm schlug durch; es schien das psychologische Gesetz aufzudecken, nach welchem die Gerüchte über das Land stürzten und zuweilen alle Besonnenheit wegschwemmten. Die Tischgenossen wußten alle, daß sie ihre Hand nicht rein herausziehen würden, wenn sie sie in den Busen steckten; sie wurden heiter, gelobten sich gegenseitig Besserung; und sie täuschten sich doch nicht darüber, daß die Gelegenheit, der sie verfallen würden, irgendwo doch wieder auf sie lauere.

Ein Brief

An Richard Wannow

Gestern abend — ich suchte eben auf der Kriegskarte Eure neuen Stellungen, das heißt Dich — bekam ich Deinen Brief; aber ich hatte schon am Morgen in der Zeitung gelesen, daß Dein ältester Bruder gefallen ist. Euern Jüngsten hat ja der erste Kriegsmonat hinweggenommen, und Du bist nun allein. Die Hand zitterte mir, als ich den Umschlag aufriß, und ich wagte eine Weile nicht zu lesen. Wie fast immer in solchen Fällen, war die Sorge überflüssig gewesen; und statt daß ich Dich trösten muß, empfing ich, der den Toten nicht gekannt hat, für den er aber durch den Gedanken an Dich aus der Menge der unbekannten täglichen, stündlichen Opfer herausgehoben war und wieder einmal das ganze wirkliche, ungespiegelte Kriegsschicksal verkörperte, Trost von Dir, von Deiner durch den Schmerz nicht erschütterten, sondern vertieften Herzenskraft. Du weißt, daß ich Deinen Anschauungen und Urteilen über Staat und Gesellschaft oft widersprochen habe, und hauptsächlich deswegen, weil sie ihren Anker-

grund in einer Gläubigkeit hätten haben müssen, die ich in Dir nicht zu finden wußte. Jetzt sehe ich, daß ein in dem Grausen, Trümmern und Wanken der Zeit erwachender Gott auch in Dir eine Gewißheit, einen Verzicht und eine Zuversicht wirkt; so darf unser Streit, später, sich auf einer höheren Ebene fortsetzen.

In der Erregung, die mich vor dem Lesen Deines Briefes anfiel, war mir freilich sogleich noch etwas andres spürbar als die Scheu vor Deiner brüderlichen Erschütterung. Denn schon als ich die Todesnachricht in der Zeitung fand, war mir Dein vorletzter Brief eingefallen, worin Du mir, es ist ungefähr acht Wochen her, von Deinem Traum erzählst, und ich hatte mich gefragt: was Du wohl dazu sagen mögest, daß die Verkündigung des Traumes sich nun doch erfüllt hat. Überdeutlich und ahnungsvoll schön, wie jene nachtgeborne Erscheinung gewesen war, mußte sie Dir ja sowieso noch immer im Gemüte nachklingen: Dein junger Bruder, der früh gefallene, tritt vor Dich hin, er führt an der Hand seine nach kurzer, glücklicher Ehe und unter rätselhaften Umständen ihm entrissene Frau, und beide wissen, daß sie Dich wohl erschrecken dort in der südlichen Nacht, im Bereiche der feindlichen Geschütze. Um Dich zu beruhigen, sagt er: Wir kommen nicht um Deinetwillen, wir sind hier um Bruder Adalberts willen.

Du schriebst mir, daß Du am Morgen nach diesem Traum bei offener Tür in der Mitte Deines Zimmers gestanden hättest, dann zum Waschgerät an der Wand gegangen wärest, um die Hände zu waschen — in diesem

Augenblick platzt eine Granate vor der Tür und streut die Sprengstücke in Deine Hütte, davon keines Dich mehr erreicht. Nur eine halbe Minute früher, und Du wärest vielfach getroffen worden. Mit dieser Rettung aus Gefahr, so glaubtest Du, sei der Warnung des Traumes Genüge geschehen.

Und nun ist doch dieser selbe Bruder Dir getötet worden, um dessentwillen die Erscheinung zu Dir kam. Du erwähnst nichts davon, ich bitte Dich, hol' es nach, sobald Du dazu imstande bist. Ich aber, ich fühle einen Zwang und Druck, die Gedanken auszusprechen, die das rätselhafte Zusammentreffen in mir erregt hat; und so will ich nicht warten, bis die Erregung vorbei ist.

Hättest Du mir von dem Traum erst jetzt geschrieben nach dem Tode Deines Bruders — so hätte mich das überhaupt in keinerlei Grübelei verstrickt. Daß ich Dich als einen Menschen der unbedingtesten Wahrhaftigkeit kenne und ehre, das weißt Du. Und dennoch, die Erzählung eines Traumes nach der Erfüllung hätte mir, auch von Dir verbürgt, wenig bedeutet. Die Menschen fühlen sich durch nichts so ausgezeichnet wie durch Fähigkeiten und Erlebnisse, die an das grenzen, was man das Übernatürliche nennt; und Selbsttäuschungen hierin sind so häufig, das Gesetz der Vernunft andrerseits so heilig, daß wir die Pflicht zur äußersten Vorsicht in diesen Dingen noch mehr haben als in andern. Ehe daß wir glauben, daß die vor unsern Sinnen und unserm Verstand ausgebreitete Welt lügt, eher müssen wir glauben, daß auch der wahrste Mensch einmal sich selbst

und darnach dann wohl andre belügt. In allen Fällen dieser Art, die mir begegnet sind, habe ich beobachtet, daß mitten in der größten Umständlichkeit des Berichtes immer ein einziges, kleines, unbedeutendes Detail vorerst verschwiegen wurde, und gerade von ihm aus war dann die rationelle Auflösung des Rätsels möglich.

Nun aber habe ich Deinen Brief mit der Traumerzählung hier vor mir liegen: geschrieben acht Wochen vor dem darin angekündigten Tod. Was sage ich jetzt dazu? Was für Stimmen höre ich in mir, wenn ich genau hinhöre? Es sind ihrer zwei; die erste: Was immer Du aus diesem Zusammentreffen für Dich lernen und als Gesetz davontragen magst, das habe ich zu respektieren und nicht mit Beweisen dawider zu streiten; und sogleich die zweite: Aber für mich gilt das nicht. Ich weiß mich frei von verstockter Unbelehrbarkeit und einer Zweifelsucht um jeden Preis. Und dennoch fühle ich, daß es nicht genügt, um ein solches Erlebnis sicher zu wissen; sondern ich müßte es selbst gehabt haben.

Man spricht von einer Gnadenwahl: es gibt auch eine Gnadenwahl des Erlebnisses; auch des Gedankens. Zwar sind wir immer versucht, uns nach dem größten Maße des Menschen zu strecken; was wir nachfühlen und nachdenken können, das, meinen wir gern, hätten wir selbst zu fühlen und zu denken vermocht. Aber auch wer zur Bescheidenheit bereit ist und das Auszeichnende eines glänzenden Erlebnisses oder eines ursprünglichen Gedankens zu verehren weiß, pflegt den Abgrund, der zwischen allem Ursprünglichen und dem bloßen Ver-

stehen dieses Ursprünglichen klafft, nur nach seiner Breite zu messen, die zuweilen sehr gering sein mag, statt nach seiner Tiefe, die außerordentlich groß ist. Der Blitz, der aus der Wolke des Genies oder des Schicksals niederfährt, darf uns nicht so eine Flamme sein, an der wir unsre Kerzen anzünden, sondern er ist ein Schlag, ein spaltendes Schwert; und es genügt nicht, daß wir ihn sehen und hören und davor erschrecken, sondern wir müssen ihn durch unser Herz schlagen fühlen. Der Apostel Paulus, Feind und Verfolger der neuen Lehre, brauchte ein Wunder, eine überwältigende Himmelserscheinung, um zu glauben; wie darf er verlangen, daß andre auf sein Wort hin glauben? Ich, meiner Natur nach, bin nicht geneigt, ihm zu sagen: ich zweifle an deiner Erscheinung. Aber ich sage zu ihm: es war dein Wunder, nicht das meine. Ich will nicht mehr mit mir vorhaben, als der Gott mit mir vorhat.

Die Menschen, wie bekannt, sind aber von Ungeduld und Neugierde geplagt; und so kommt es dahin, daß alle Gemeinden und Sekten den Gedanken, um den sie sich sammeln, sehr bald wo nicht ersticken, so doch verdunkeln. Und wenn auch in der Tat die Gemeinschaft der Menschen auf dem Ungefähr, dem Halbverstehen, der Nachgiebigkeit des halben Glaubens beruht, so sollten wir irgendwo in uns doch den Grundsatz hegen, nicht weiter, nicht höher zu glauben, als unsrer Natur und unserm Schicksal gegeben ist. Pascal sagt, daß man das Böse nie völliger und freudiger tue als infolge unrichtiger Gewissensüberzeugung. Nur die ohne wirkliche

Berufung geteilten oder angenommenen Gedanken sind es, die uns überheblich und unduldsam machen. Wir haben ja eine letzte äußerste Mahnung, unser Leben nach seinem geheimen einmaligen Gesetz zu begreifen; das ist der Abschluß dieses unseres Lebens, der Tod. Von ihm gibt es keine Kunde, keine Erfahrung, keine Lehre, die irgendein Mensch von irgendeinem andern empfangen könnte. Auch der wiederbelebte Scheintote hat nicht den letzten Faden zerreißen fühlen, der ihn, ungreifbar dünn, doch immer noch unendlich fest, bei den Lebendigen hielt. Der Tod aber ist der Baß zu unsrer Melodie — und wir können sie keinem nachsingen, obwohl wir, wie Handwerker bei der Arbeit, mancherlei in halber Zerstreuung vor uns hin summen und pfeifen.

Verstehe mich richtig, das heißt: nimm alles nicht gar zu genau! Ich sage nicht, daß man nicht lernen solle. Ich verscheuche keinen Jünger, der sich zu den Füßen eines Meisters niedersetzen will. Ich weiß, daß auch in unserm Eigensten Überkommenes und Aufgedrungenes steckt. Nur daß wir die innere Stimme, die innere Berufung mit der von außen nicht verwechseln! Wir lieben ja auch ein Mädchen nicht, weil ein andrer sie liebt — obgleich es Menschen gibt, bei denen auch das vorkommt; obgleich es mehr Schatten gibt als Menschen.

Fahrt über Land

Dieses Gespräch nach einer Fahrt über Land hatten zwei Brüder; Walt und Wult sollen sie heißen, und möge Jean Paul es verzeihen. Der Wagen hatte heftig gestoßen, die Räder den Schlamm des Landweges über Kleider und Decken geschleudert. Während das Gefährt, das ein paar Kisten und Fässer eingenommen hatte, sich entfernte, sah Wult ihm mit einem ärgerlichen Seitenblick nach, und erst, als er gleichsam seinem Gelüst, zu strafen, Genüge getan hatte, wandte er sich zu seinem Bruder.

Wult: War das eine Fahrt! Ich getraue mich kaum, meine Glieder zurechtzuschütteln, aus Furcht, daß das eine oder das andre kaputt ist, ohne daß ich es jetzt wenigstens merke. Nein, wären wir nur lieber marschiert.

Walt: Du wolltest ja nicht und hattest recht damit, wie immer. Wir hätten sicher den Zug versäumt, wir haben jetzt nur noch eine knappe Viertelstunde zu warten.

Wult: So hätten wir denn den Zug versäumt! Es kam doch darauf so sehr nicht an.

Walt: Erinnere dich aber, daß du dich zu müde

fühltest, weiterzugehen, und daß du meiner Warnung das Sprichwort entgegenhieltest: „Besser schlecht gefahren, als gut gegangen."

Wult: Habe ich das gesagt? So bin ich zufrieden, so ist mir recht geschehen. Diese Weisheit des Volks, Sprichwort und Bauernregel — wer sich damit schirmt, verdient, daß ihm der Hagel auf den Schädel trommelt. Sogar schlecht gegangen ist noch besser, als schlecht gefahren.

Walt: Das eine ist so schwer zu beweisen wie das andre. Du kannst nicht zugleich hierher gefahren und hierher gegangen sein.

Wult: Für mich jedenfalls kann ich in dieser Frage beweisen, denn ich kann experimentieren. Ich kann vormittags fahren und nachmittags gehen.

Walt: Du bist vormittags ein andrer als nachmittags.

Wult: Ich kann heute fahren und morgen gehen.

Walt: Du bist heut ein andrer als morgen. Nein, mein Lieber, an dem Lebendigen läßt sich kein Experiment machen, und darum läßt sich über das Lebendige nichts beweisen. Schon daß eine der zu vergleichenden Handlungen zuerst vorgenommen wird, müßte den Vergleich verdächtigen. Und selbst, wenn du mit Hilfe eines Wunders der Träume alle Bedingungen gleichmachen könntest, es bliebe immer noch dein Wille, zu vergleichen, dein Wille, der einen Grund und einen Wunsch hat und den du zwar bis zur Heiligkeit abfeimen kannst — aber ein wenig irdische Speise hat auch der Heilige nötig, ist es auch nur so viel wie etwas wilder Honig und Heuschrecken und der Sauerstoff der Luft.

Wult: Darf ich mich an deinem Arm festhalten? Mir ist ganz schwindlig geworden. Seh' ich eigentlich schon auf sicherem Boden, oder schwingt mich noch der maledeite Wagen?

Walt: Der arme Wagen! Ich fand ihn so übel nicht.

Wult: Wenn er nur nicht den Ehrgeiz gehabt hätte, uns zu fahren!

Walt: Was kann er dafür, daß wir zum Sitzen nicht härter eingerichtet sind?

Wult: Du wenigstens scheinst gut genug fundiert zu sein. Das hindert mich nicht, zu wünschen, daß überall in der Welt auf meine sanftere Beschaffenheit möglichst viel Rücksicht genommen werde. Dabei ist es mir bei unserm Erlebnis nicht einmal ausschließlich um mich zu tun. Ich ärgere mich über unsern Fuhrmann für ihn selber. Wie will er was vor sich bringen, wenn er als Saftwirt nicht so viel Unternehmung hat, sich einen federnden Wagen anzuschaffen?

Walt: Wozu sollt' er? Denn nun bist du ja doch mit dem federlosen Wagen gefahren.

Wult: Aber nie wieder!

Walt: Aber nach fünfhundert Jahren fährt Chidher desselbigen Wegs. Und glaube mir, der Wagen ist gut. Für die Sandwege hier herum gibt es keinen besseren, zumal der Mann, wie du gesehen hast, die Gelegenheit wahrnehmen und zur Heimfahrt eine kleine Last aufladen mußte.

Wult: Immer verteidigst du den Bauern und seinesgleichen.

Walt: Immer? Ich? Aber wenn ich ihn immer verteidige, heißt das nicht, daß du ihn immer angreifst? Also bist du es, der da etwas „immer" tut, und der anfängt, und der also im Unrecht ist.

Wult: Ein verliebter Mann — ein zufriedener Mann. Sonst müßte ja die höckrige Fahrt dich, den sie aus Träumen riß, mehr verdrossen haben als mich.

Walt: Wärest du nur auch, wie du es nennst, „verliebt"! Du würdest dann doch nicht so viel Zeit haben, verdrießlich zu sein.

Wult: Ich bin es längst nicht mehr.

Walt: Du bist schon im zweiten Stadium, du bist schon hartnäckig. Oder du würdest dich von selbst besinnen, daß die Fahrt nur deshalb einige Unannehmlichkeit hatte, weil der furchtbare Regen über Nacht den Weg morastig gemacht und alle groben Steine bloßgewaschen hat.

Wult: Ja, das war ein Regen! Ich stieg aus dem Bett und ging ans Fenster. Der Wind peitschte auf den Feldern den Regen vor sich her wie eine weiße rollende Wolke, wie Schloßen und Schaum. Die schönen gesegneten Äcker, nun so vernichtet!

Walt: Nicht vernichtet, aber freilich, so kurz vor der Ernte, und wenn das Wetter zweifelhaft bleibt, sehr geschädigt.

Wult: Sehr, sehr! Es tut einem in der Seele weh. Aber hast du wohl bemerkt, dein Liebling, der federlose Saftwirt, den schien es nicht sonderlich zu kümmern; er saß immer, die Nase nach vorn, und schaute nicht einmal über all das Elend ringsum.

Walt: Die Nase, mein Lieber, haben wir ja alle noch vorn, die Augen auch und die Hände desgleichen. Und wer war es doch, der uns beide mitleidige Herzen aufmerksam machte, daß auf dem einen Feld die Rüben fast bloßgespült waren und auf dem andern der Roggen strichweise, grad wo er am prächtigsten stand, nicht nur umgelegt, sondern mit den Wurzeln herausgerissen war?

Wult: Ach, dieses kalte, dieses erraffende Sehen. Wo unsereins fast mit den Äckern Mitleid hat, hat er es nicht einmal mit den Besitzern.

Walt: Wer weiß, der Schade ist vielleicht nicht groß. Seiner gewiß nicht. Die Frucht ist nicht zerstört, und geschädigt sind wohl nur die, die zur Ernte Maschinen zu nehmen angewiesen sind und jetzt der Hände bedürfen.

Wult: Er braucht doch darum nicht so empörend gelassen zu sein.

Walt: Wäre das aber nicht Torheit, Mitleid mit dem reichen Mann von ihm zu verlangen?

Wult: Nicht Mitleid mit dem reichen Mann! Nicht Mitleid mit irgendeinem Bestimmten, Nachbarn, Freund oder Feind. Nur dieses allgemeine Mitleid, die innere Fähigkeit zum Mitleid, ohne die mir der Mensch nicht geheuer scheint. Ich brauche es auch nicht Mitleid zu nennen. Nenn' es Frömmigkeit, Schauder oder wie du sonst willst, vor Wetter und Schicksal.

Walt: Und hiervon, meinst du, habe dieser Mann mit dem schmalen, langen Kopf und den blauen Augen nichts gehabt? Weil er nicht damit geprahlt hat?

Wult: Es braucht nicht gleich Prahlen zu sein.

Walt: Gewiß nicht. Es braucht nicht Prahlen zu sein; aber doch etwas Ähnliches; eine Art von Prahlen bei gutem Herzen. Es kann auch Verlegenheit sein; denn verlegene Menschen sind sehr eifrig, Mitgefühl mit Leid und Freude lebhaft zu äußern. Wieviel übles Geschick wird unsereinem vorgetragen, ohne daß es uns unmittelbar oder mit dem Anspruch auf Hilfe angeht! Da kommt dann ein Gefühl beschämender Müßigkeit über uns, und um nicht stumm zu sein, haben wir Empfindungen und stellen sie aus. Es ist eine unsrer Arbeiten. Ja, ja; Empfindung ist so sehr unser Geschäft, daß wir uns schämen, sobald wir ertappt werden, wenn wir einmal nicht empfinden. Da aber unsre Seele ihr Leben über ganze Strecken hin mechanisch abrollt, wir also Gott sei Dank nicht immer, nicht in jedem Augenblick empfinden, so grimassieren wir und zeigen uns und betonen und lärmen, lärmen mit Empfindung, wie Bauern in der Schenke mit ihrem bißchen Fröhlichkeit. Hat denn unser Mann aber wirklich geschwiegen? Er hat uns ja auch von dieser Nacht erzählt. Er ist mehrmals hinausgegangen auf den Hof, um sich umzuschauen. Willst du sagen, du kennteſt die Tiefe seiner Erregung unter der stillen Fläche seiner Augen, wenn er in die dumpfe Stube zurückkehrte und die Frau ihn lakonisch fragte? Der Sohn hat ihn gewiß nicht gefragt, sondern ist mit einigem Trotz, und als sei er gleichgültig und achte des Vaters nicht, selber hinausgegangen.

Wult: Vielleicht ist das wirklich alles so, und ich

tue dem Mann unrecht. So ein Bauer braucht auch wohl, da er sein Schicksal nicht in der Hand hat, seinen Stumpfsinn, sonst hätte die Natur ihn ihm nicht angezüchtet.

Walt: Bei Gott, was ihm die Natur angezüchtet hat und was er braucht, um seinem Schicksal gewachsen zu sein, das solltest du nicht schelten.

Wult: Schelten? Ich benenne es bloß.

Walt: Das Wort selber schilt; leider! Und es gibt mehr solcher Fälle, wo wir es abweisen sollten, weil es sich nicht begnügt, zu konstatieren.

Wult: Das Wort ist wohl genügsam und geduldig. Es kann viel tragen und kommt mit wenigem aus. Aber daß es, wenn es nicht gerade eines der neumodischen chemischen Ungeheuer ist, sich durchaus begnügen sollte, zu konstatieren, so geduldig ist selbst dieses Kamel nicht. Denn hinter ihm gewahrt man nach einigen Umwegen einen Willen, und wenn es bloß der Wille zu sprechen ist. Wie aber der Wille auch den reinsten Spiegel anhaucht und trübt, das hast du mir ja eben erst auseinandergesetzt.

Walt: Nun gut, so werden wir entweder neue Wörter erfinden müssen oder etwas stummer werden.

Wult: Noch mehr Wort? Noch mehr Verwirrung?

Walt: Ich sagte: Oder stummer werden. Aber auch im andern Falle keine Verwirrung. Wir müssen nur zu gewissen negativen, dunklen Wörtern die positiven, hellen Gegenstücke finden. Finden wir sie nicht, so wollen wir uns abgewöhnen, die negativen zu gebrauchen.

Stumpfsinn, mein Lieber, war ein solches Wort. Der Fürwitz heftet einen Makel an etwas, was vor der ewigen Natur selber eine Tugend ist.

Wult: So ist der Fürwitz ein moralischer Bursche, und wir verdanken ihm, daß die Welt vorwärtsgekommen ist.

Walt: Dann mag sie immerhin nur wieder eine Weile stehen bleiben, es ist vielleicht an der Zeit.

Wult: Du gehst ein wenig gründlich vor.

Walt: Was sagst du das so spöttisch? Das Leben der Menschen ist so tausendfältig in Ängsten gewesen vor dem Stirnrunzeln der moralischen Neros, daß es wohl verdient hat, einmal Ruhe zu haben. Heute mehr denn je, wo kein Geist mehr so klein ist, daß er nicht Forderungen stellte und Wünsche hegte.

Wult: Ein verliebter Mann — ein zufriedener Mann. Nach einem Jahr Ehe. Nun schreit das Kindlein in der Wiege, und ich will der Großmütige sein und dir die Anbetung der Natur nicht verübeln. Wir werden uns einigen, wenn du mir nur so viel zugibst, daß die Natur gewisse Eigenschaften für ihre besonderen Zwecke gezüchtet hat, ohne daß der einzelne Mensch, der diese Eigenschaft hat, sich ein Verdienst daraus herschreiben oder ein Lob dadurch gewinnen kann. Schließlich braucht ja die Natur auch Dummheit. Willst du darum die Dummen preisen?

Walt: Dann ist es nicht Dummheit. Wieder verführt dich ein Wort. Und nichts, nichts, nichts gebe ich dir zu. Lassen wir den Bauern. Mir ist die Wahrheit mit einem Schauer von Glück so nahe an den Leib

gerückt wie nicht der Seist. Ich habe es dir schon oft und oft erzählt, wie meine Frau bei der Geburt des Kindes sich betrug. Nie würde ein Mann das können. Wie sie blaß war! Wie ihre Haut perlmutterfarben wurde! Wie sie litt! Und kein Laut von ihrer Lippe, kaum ein schwaches Stöhnen dann und wann. Nur die Daumen der beiden Hände bewegte sie oft nach der Handfläche zu. Welch eine Tapferkeit! Welche Kraft, Leiden zu ertragen! Du schweigst. Du schweigst aus Höflichkeit, ich weiß es wohl. Du bist ja doch der Meinung, daß der Heldenmut nicht allen seinen scheinbaren Ruhm verdient, weil das Weib gröber organisiert und weniger empfindlich sei. Du bist bereit, die Natur zu verehren, die es so eingerichtet hat, daß die Weiber, die viel ertragen müssen, auch mehr ertragen können. Aber fühlst du nicht, wie kläglich es ist, wie tief innerlich falsch, diese Eigenschaft der Weiber zu verehren, indem man zugleich das einzelne Weib wegen derselben Eigenschaft gering schätzt? Gröbere Nerven, feinere Nerven; Feigheit, Tapferkeit —: das eine gehört in die Physiologie, das andre in die Moral. Die Physiologie ist für die Erkenntnis da, die Moral für die Bewertung: für Haß, Liebe, Bewunderung und Verachtung. Das darf man nicht vermischen, Wult; tu' es nicht, ich bitte dich. Man darf nicht aus der Physiologie Erkenntnisse in das Gebiet der Wertung einschmuggeln. Das Weib hat gröbere Nerven — so laß den Professor sagen; du sage: das Weib ist geduldig, tapfer und trägt der Welt Schmerzen mit Lächeln.

Wult: Nun bist du am Ziel. Du wandelst im Schlaf. Sollte ich dich jetzt wecken? dann fällst du vom Dach. Mein lieber Walt, dir verklärt sich die Welt, und du bist milde und gütig. Und mit eben dieser Milde und Güte bist du so grausam, daß unsre ganze Zeit sich von dir abwenden muß.

Walt: Wie das?

Wult: Klagt denn nur immer die Physiologie an, entschuldigt sie nicht, und entschuldigt sie nicht, wo es mehr darauf ankommt als bei dem Bauern oder, verzeih, bei deiner Frau, die du ja liebst und die auch ohne Philosophie ihres Sieges gewiß ist?

Walt: Wen, meinst du, entschuldigt die Physiologie, der wichtiger wäre als ein Bauer oder ein Weib?

Wult: Den Kranken im Geist und den Verbrecher. Wünschst du, daß auch bei ihnen die beiden Kreise sich trennten, wie Wasser und Öl, der Kreis der Wertung und der der Erkenntnis?

Walt: Der Zug kommt, wir müssen einsteigen. In dem Lärm wird es sich nicht sprechen lassen. Nun kannst du also bis zu unsrer Ankunft glauben, du hättest mich ganz in die Enge getrieben.

Wult: Siehst du: wären wir zu Fuß gegangen, so hätten wir Zeit genug gehabt, zum Schluß zu kommen.

Walt: Wir hätten dann nicht mal einen Anfang gehabt.

Die Birken

Walt kam des Abends, seinen Bruder zu besuchen, und man wies ihn nach dem Garten. Jenseits der Wiese sah er die Gestalt des bedachtsam und pedantisch Wandelnden, dunkel vor der dunkeln Front des Parkes, wunderlich groß, wunderlich bedachtsam und pedantisch. Er eilte ihm nach, und die Freunde begrüßten einander. Dann legte Walt wieder die Hände auf den Rücken, ein Zeichen, daß er noch nicht Rede und Antwort stehen wollte. Sie gingen auf dem etwas feuchten, elastischen Weg zwischen Park und Garten hin und her und genossen, vorschmeckend, die Ungeduld, in der die aufgescheuchten Gedanken sich weich und dumpf zum Leben drängten. An einem Busch blieb endlich Walt stehen, griff in die Zweige, und ein Licht flammte auf; ein Reflektor warf den Schein wie einen Nebelschimmer auf die Birken, die den Park umsäumten.

Walt: Sieh hin, und verzeihe mir den Überfall.

Walt: Hättest du mich vor acht Tagen nur auch überfallen; es würde dann heute zwischen uns nichts zu verzeihen geben. Ich habe mich meiner Heftigkeit recht geschämt inzwischen.

Walt: Vielleicht verdanke ich nun deinem schlechten

Gewissen, daß mir die Überraschung glückte. Du warst ein wenig grob; aber dergleichen nehme ich nicht übel, ich weiß ja, daß Grobheit ein Provisorium ist: wer zu reden weiß, ist nicht grob. Heut rede also. Ist das nicht schön dort?

Walt: Ja, es ist schön.

Wult: Und vorher war diese Schönheit stumm, und ich habe sie sprechen gemacht. Bist du zu empfindlich zu einem solchen Taschenspielerkunststückchen und unschuldigen Apparat, so solltest du mir danken, daß ich es nicht bin; solltest mich verachten, aber deinen Profit an meiner Sünde wider den Geist getrost nicht verschmähen.

Walt: Oh Wult, wie tückisch du bist: bin ich denn so — deutlich gewesen vor acht Tagen?

Wult: Das sollt' ich meinen! Einen Genüßling nanntest du mich, fähig zu jeder Art von Trägheit; mit einem Orientalen hast du mich verglichen, der sich Tänzerinnen kommen läßt.

Walt: Es ist ja auch so, als ließen wir Natur und ihre Kinder vor uns Modell stehen!

Wult: Wohin du siehst, steht immer ein Modell.

Walt: Deshalb soll man eben nicht hinsehen, sondern nur sehen.

Wult: Wir werden uns also nicht häufig hier treffen?

Walt: Hältst du es denn aus, Tag um Tag hierher zu gehen und das elektrische Licht anzuknipsen?

Wult: Jeden Abend war ich hier, seitdem ich meine kleine Erfindung gemacht habe.

Walt: Und hast dir mit Wissen immer dieselbe Erregung geschafft?

Wult: Nicht immer dieselbe! Denn jetzt ist der Herbst so nahe, daß jeder Tag Veränderung bringt. Blätter gilben hie und da und hängen schlaffer; Blätter fallen ab; lockerer wird es an einer Stelle, und dichter, vom Nebel zusammengeklebt, an einer andern. Und überdies: ich kann die Stunde ändern: vom Zwielicht bis zur tiefen Nacht, wie ich will, kann ich das Licht entzünden.

Walt: Und im Winter?

Wult: In Winternächten beim Mondschein täuschen auch die kahlen Birkenkronen noch eine zarte Dunstwolke von Laub vor.

Walt: Derlei zu erwarten — es bleibt mir doch im tiefsten zuwider.

Wult: Heute aber bist du überfallen!

Walt: Und darum ist es heute schön. Wie entkörpert alles dort steht! Wie voll im Lichtdunst, da doch schon bei Tage das hippokratische Gesicht der Bäume aufdringt. Wie rührend ist das, und welch ein Gegensatz: wie die Laubmassen sich türmen, wie sie schweben, zögern, sich niederstürzen und wieder heben; wie schwankend und vertieft das Lichte! Und alles in Ruhe! Das Urbild aller Bewegung, und in Ruhe! Welch ein Gegensatz, welch eine Harmonie!

Wult: Sieh aber auch diese weißen Schäume fließen. Sieh, wie es aus der Erde strömt und, sich verzweigend, in die schimmernde Dunkelheit mündet! So klafft die

Wolke im Blitz; so wandert der Kirchsteig, den mit den Füßen langsamer festtretender Bauern ein Jahrhundert ebnet, durch hügeliges Gelände; so wallt der Strom dem Meere zu, der Nebenfluß und aber Nebenfluß und Bäche und silberne Fäden in sich empfangen hat. Du siehst hin: es spottet jeder Regel; du fühlst: hier waltet das Gesetz. Und mich dünkt: auch dieses ist Harmonie.

Walt: Ja, und von recht himmlischem Klang. Wer sie nur ganz tief in sich hinein könnte wirken lassen!

Wult: Dabei willst du mich tadeln, daß ich's versuche. Nein! Wir haben so wenige Augenblicke echter Besinnung, daß wir recht tun, sie uns auch auf künstliche Manier zu schaffen. Wenn du Noten aufs Klavier stellst, weiß ich doch auch, was meiner wartet; und dennoch bitte ich dich: „Spiele mir dieses Präludium, wiederhole mir jenen Satz!" Was gegenüber der Musik möglich, ja notwendig ist, bei aller Ehrfurcht, das muß gegenüber der Natur erst recht gelten.

Walt: Erst recht?

Wult: Ja; denn die Kunst ist immerhin schon ein Ausdruck; was sie mitteilt, ist doch schon durch ein menschliches Gemüt gegangen, und unsre besondere Stimmung darf ihm widersprechen; Mensch gegen Mensch, das steht im gleichen Recht. Aber gegen die Natur zu stehen, eine Stimmung gegen sie zu haben, welch eine Unverschämtheit ist mir das! Ich weiß, daß es Leute gibt, die sich in besonders eitler Weise den Ausspruch des Franzosen, wonach die Landschaft ein Seelenzustand sei, zu eigen machen, ohne zu ahnen, wie unglücklich, ungeduldig

und geschwächt, wie hungrig die Seele gewesen sein muß, die so fühlte; ich ziehe mir den Dichter, den Menschen vor, den Goethe und Hölderlin, der die Souveränität der Natur erkennt und sich ihr beugt.

Walt: Nicht ganz lasse ich das alles gelten. Diese Scheidung zwischen dem Kunstwerk und der Natur mißfällt mir. Ist denn nicht auch der Mensch so inkommensurabel, so sonder Regel unterm Gesetz wie der Baum?

Wult: Ganz gewiß, sofern er kein Philister ist. Und seine Schicksale laufen wie Blitze, wie Wege, wie Flußsysteme und Baumgerippe. Deshalb, weißt du ja, liebe ich Ariost.

Walt: Nicht nur seine Schicksale und Lebensläufe; seinen Charakter meine ich, sein Individuum.

Wult: Auch seine Werke?

Walt: Je nachdem. Wir tun gut, tun uns gut, wenn wir es glauben. Das Äußerste, was ich zugebe, ist, daß man in dem Werke, da man es schon nicht als souverän ertragen kann, ein Gleichnis sieht; sieht man aber darin ein Mittel zur Erkenntnis des Menschen, der es hervorgebracht hat, so ist der Weg zum Nihilismus beschritten. — Warum hast du das Licht ausgeschaltet?

Wult: Zwiefach schenkt das Licht: sich selbst und, wenn es verlöscht, das Strömen der Dunkelheit. Zudem wird der Mond bald drüben über den Feldern stehen.

Walt: Denn, wenn das Werk nur dienen soll, seinen Schöpfer kennen zu lehren, so macht man es nicht bloß zum Sklaven, sondern zum Sträfling, der Wasser in

Liebe schüttet. Weil nämlich das Erkennen kein Mittel ist — den Menschen zu erkennen.

Wult: Jetzt, lieber Walt, bist du der Nihilist. Selbst die mystische Union mit einem Individuum ist darauf angewiesen, daß es geschrieben oder gehandelt oder mindestens gesprochen hat.

Walt: Gewiß. Aber nimm mich ja nicht zu wörtlich. Erinnere dich auch, daß wir Werke haben ohne Verfasser, sie können also für sich bestehen; und daß von einigen Menschen die Zeit jedes sichtbare Werk zerstört, und doch bestehen sie, und nun erst recht vielleicht, durch die Jahrhunderte. Was tut man mit ihnen? Man schaut sie an.

Wult: Anschauen, ohne zu denken, wäre ein blödes Stieren. Und wie willst du denken ohne Erkenntnisse?

Walt: Ich will nur nicht vergessen, daß die Erkenntnisse nicht mehr sind als eine Erweiterung und Bereicherung der Sprache, an sich aber nichts, kein Ziel, kein Inhalt. Und vom Denken verlange ich Takt.

Wult: Was ist das, Takt beim Denken?

Walt: Die Gabe der Inkonsequenz. Man denkt, das heißt, man folgt einer Linie und glaubt, sie sei gerade; sie ist aber eine Parabel, und wenn man der leisen Krümmung nicht nachgibt und sich an ihrem Scheitel nicht umwirbeln läßt, sondern seiner eignen Nase traut, so endet man im leeren, im öden Feld. Laß uns aber nicht in diesem Augenblick eben diesen Fehler begehen: laß uns nicht vergessen, daß wir nicht allgemein sprechen, sondern über große Männer und wie wir sie in uns wirken

lassen wollen: sonst gibt es der Mißverständnisse kein Ende, und der Streit ist da.

Wult: Der Streit ist der Vater aller Dinge.

Walt: Ein ehrwürdiges Wort und gewöhnlich mißbraucht. Wie viele ehrwürdige Worte. Wenn ein Unverbesserlicher, der vor einem Jahre Semmeln gestohlen hat, heute wieder stiehlt, so nennen das die Zeitungen ja wohl schon Wiederkehr des gleichen. Was ist damit gesagt, daß der Streit der Vater aller Dinge sei? Sieh, dort die rötliche Helle am Himmel, der Mond kommt. Die Erde schleudert ihn fort, als sollte er im Raum zerstieben; sie zieht ihn an sich, als müßte er in sie hinabstürzen: dieses ist lebendiger Streit, sein Kind der Umlauf des Gestirns. Aber wenn die Menschen sich in zwei Parteien schieden, die zentrifugale und die zentripetale, und eine gegen die andre tobte, so wäre das kein Streit, der irgendeiner guten Sache Vater sein könnte. Zank nenne ich das und achte es gering.

Wult: Laß sie toben, Heiden wie Christen. Sie üben Kräfte und Organe damit.

Walt: Sie üben ihre Lunge damit.

Wult: Erkennen und Denken, es wäre pedantisch, sie zu reinigen: der Mensch will immer tun.

Walt: Er will immer zu tun scheinen. Er kann nicht still sein. Aber verdrießlicher als all sein Lärmen scheint mir sein Lärmen um den großen Mann.

Wult: Welch einen fremden Sötzen machst du aus ihm! Ich sehe ihn lieber durch die Sassen ziehen, bekränzt, verhöhnt von Feinden, von gastlicher Heiterkeit begrüßt, und seine Jünger folgen ihm in Demut.

Walt: Gibt es etwas Überheblicheres als einen Jünger?

Wult: Ja — den Meister.

Walt: Er darf es sein. Er darf, wie Kleist von seiner Schwester, verlangen, daß man ihm diene, sich opfere und ganz zugrunde für ihn gehe. Er darf auch zürnen und undankbar sein.

Wult: Aber — man soll ihm nicht gehorchen! So, so. Versteh' ich dich? Man soll ihm seine Tragik nicht verderben! Ei, recht bequem!

Walt: Ich sagte nichts dergleichen, Wult. Opfere sich nur, wen es zum Opfer drängt, und stürze sich mit Lust in den Krater. Dieser Tod des Empedokles ist, wie fast alle Selbstmorde, eine gewaltige, zusammengefaßte Energie, ein Akt und Wille des Lebens zum Leben; Verzückung und Ratlosigkeit machen beide ungeduldig; Ungeduld macht wollüstig; und die Wollust zeugt den Tod. Was also der Jünger tut, das mag er tun; nur, außer dem Meister, darf es keiner von ihm verlangen; denn das hieße den grauen Tod von ihm verlangen, das ewige Nein.

Wult: Was nennst du so?

Walt: Die Selbstverleugnung wider Willen. Wer sie einfordern will, der hat den rechten Pharisäergeist.

Wult: Ja, ja. Hörte ich nicht einen Professor über die Juden spotten, die den gegenwärtigen Christus nicht erkannten und aufnahmen? Er würde, der Professor, nicht so blinden Auges und tauben Herzens gewesen sein, er hat es auf der Universität gelernt.

Walt: Dergleichen Professoren gibt es viel.

Wult: Soll man darum das Kind mit dem Bade ausschütten? Soll darum der große Mann isoliert dastehen? Ich sehe nichts andres aus all dem, als daß es besondere Tugenden der Jünger gibt — und es mag wohl schwer halten, Jünger zu sein.

Walt: Es mag wohl noch schwerer sein, Jünger zu haben. Es mag eine furchtbare Stunde für den Genius sein, zu wissen, daß Menschen kommen werden, die seine Eroberungen besitzen und dabei ein Gesicht machen, das nur dem Eroberer selbst ansteht. Alle Kultur schwächt die Fähigkeit zur Kultur. Armer Eroberer!

Wult: Ich fürchte, Walt, du bist im Begriff, die Scheitelhöhe der Parabel zu verpassen. Bedaure ihn nicht: auch er ist endlich, er stirbt, sein Werk stirbt, immer wieder muß geschaffen werden. Gesegnet sei der Streit, gesegnet auch der Zank, es gibt ja keine sichere Grenze zwischen ihnen; und über Jahrhunderte hinweg sieht man im Streit und Zanken, so regellos sie sind, das waltende Gesetz, ganz wie im Baum.

Walt: So mögen sie's nur immer weitertreiben. Ich will nicht mittun.

Wult: Sage, was heißt es, das Große anzuschauen, und wie denkst du, daß es in dir wirke?

Walt: Eine Flöte bin ich, und der Geist bläst in mich hinein, ich töne ihm seine Melodie. Und wenn das Lied zu Ende ist, bin ich nur wieder das frühere Holz, das stumme; aber im Innersten, dem Blick Entzogenen, in geheimsten Adern und Fasern bin ich er-

schüttert und zarter geordnet. Dieses einzig bleibt, nicht das Lied. Ich töne nicht, aber ich bin eine bessere Flöte geworden.

Wult: Das ist zuviel der Resignation. Welch ein Gespenst ist es doch, das Wesentliche! Sprachst du vom heiligsten Christ, so rede ich dir nicht hinein. Aber die Künstler, Dichter, Musiker? Auch sie sind ja Eroberer und machen uns alle, die nicht erobern können, ihres Sieges teilhaftig. Willst du auch gegen sie so karg im Nehmen sein?

Walt: „Wer nicht weiß, wie tief vergeblich das Leben eines großen Menschen war, der weiß nichts von dem großen Menschen." Dort ist der Mond. Wie licht ist dieses Licht. Jetzt feiern deine Birken ihre Seelenstunde. Auch von ihnen zu lernen, ist gegen sie noch eine Plumpheit. Laß uns gehen.

Wult: Menschenplumpheit — Menschenlos. Unter unsersgleichen können wir uns sehen lassen. Wann treffen wir uns wieder hier?

Walt: Nein, nein. Ich merke doch, dieses Spiel ist nichts für mich; es ist zu wenig, und es ist zu viel für mich.

Wult: So komm und trink von meinem Wein.

Das dunkle Licht

Walt fand seinen Bruder mit Schere und Pinsel in seiner liebenswürdigen, eifrig pedantischen Weise beschäftigt; er hatte eben den untern Teil von einem Zeitungsblatt abgeschnitten, und nur mit einem Aufsehen grüßend, machte er sich daran, den Zettel in ein mit grünem, glänzendem Papier bezogenes Buch in Querfolio zu kleben. Dieses getan, stellte er das Buch zu einem halben Dutzend gleichartiger in das oberste Fach seines Bücherschrankes, zu den Sammelwerken und Atlanten, und begrüßte dann den ruhig am Kamin stehenden Besucher in besonders freundlicher Weise. Dann lächelte er und holte das eben weggestellte Buch wieder hervor.

Walt: Du hast einen guten Fund gemacht?

Wult: Einen Aufsatz über das dunkle Licht. Ich erinnere mich deines Gedichtzyklus über Poe, worin du versuchst, eine Art Spektrum der Nacht, der ewigen Finsternis, dem der Sonne und des Tages gegenüberzustellen. Wie lange ist das her, Walt? Wohl an die zwanzig Jahre. Jetzt haben die Chemiker in den Tageszeitungen so poetische Vorstellungen und reden, geheimnisvoll und schon nicht mehr geheimnisvoll, vom dunk-

len Licht. Und sieh einmal, was hier steht. Hier wird dir auseinandergesetzt, daß dieses dunkle Licht, das seine magische Existenz jenseits der menschlichen Orgel von rot bis violett hat, die Körper durchdringt, die doch vom hellen Licht undurchdringbar sind.

Walt: Nun?

Wult: Scheint dir das wenig? Ich aber bin sehr beglückt davon und habe seit langer Zeit keine frohere Nachricht bekommen. Schließe die Augen, Walt, und schaue. Es ist also kein Zufall, daß unser Auge nur die Strahlen vom Rot bis zum Violett wahrnimmt. Mag immerhin unser Auge als Apparat nicht ohne Fehler sein, wie man sagt, und seien andre Wesen anders ausgestattet, es bleibt doch bestehen, daß unser Auge im Prinzip das auf dieser Erde einzig mögliche Auge ist. Ein Auge, das nicht von diesen Grenzen gebunden wäre, das sich gegen die spielende souveräne Herrschaft des hellen Lichtes nicht mit der gleichen heiteren Spannung und kristallenen Kälte behauptete, das würde uns sofort in die Dumpfheit des rohesten Tastens sinken lassen. Ich verstehe jetzt erst und mit Stolz die Kühnheit dieser Wölbung unsers Augapfels. Immer wieder drängt sich die wunderbare Einheit und das wunderbare Gleichgewicht zwischen uns und der Welt auf, zwischen dem Subjekt und dem Objekt, und das beruhigt mich, was ich sehr nötig habe, und erhebt mich. Du lächelst?

Walt: Weil ich mir eine andre Laune denken könnte, die durch diese Übereinstimmung, wie du sagst, zwischen dem Subjekt und dem Objekt, dahin gebracht würde, für

immer auf die Kenntnisse des höchsten Ranges zu verzichten. Ein Bauer soll eine Summe von hundert Talern nachzählen, und beim zweiundsiebzigsten sagt er: es hat bis hierher gestimmt und wird ja wohl auch weiter stimmen. Oder ein Knabe drückt seine Hand in den nassen Sand und wundert sich, daß seine Hand und der Abdruck so genau übereinstimmen.

Wult: Deine Beispiele sind zu einfach. Zugegeben, daß auch der Gelehrte, mit seinen komplizierten Methoden und Experimenten, nichts anderes als der einfache, uns bekannte Mensch, mit künstlich verlängerten Sinnen, ist; aber es ist darum nicht weniger tröstlich, daß diese Kompliziertheit uns aus unsrer nachtwandlerisch gefühlten Bahn nicht hinaustreibt. Ich verstehe, daß du mir einen Denkfehler vorwirfst; ich ahne ihn selbst. Und dennoch gibt es in diesem Denkfehler irgend etwas Unfaßbares, höchst Entzückendes, irgendein unendlich wirkendes Gran Radium von Gewißheit. In der Notwendigkeit dieses Denkfehlers liegt seine geheimste Wahrheit, und es ist wohl nicht zu kühn, wenn ich sage, daß eine gewisse gesetzmäßige Fehlerhaftigkeit zum Wesen des Denkens so gehört, wie der Begriff des Todes zu dem des Lebens. Ohne diese gesetzmäßige Fehlerhaftigkeit würde sich der Denkprozeß von seinem Objekt fort ins Leere ziehen, statt daß er sich zu einer Kurve anordnet, die sich immer wieder geheimnisvoll auf den Ausgangspunkt bezieht. Hast nicht du einmal etwas Ähnliches gesagt? Sprachst du nicht von der Kurve des Denkens als von einer Parabel?

Walt: Ja, ich habe einmal etwas Ähnliches gesagt.

Wult: Und nun bist du gekränkt, daß dieser Gedanke einmal auf meinen Kredit geht.

Walt: Bin ich gekränkt?

Wult: Es würde dir auch nichts nützen, mein Lieber, es würde nichts daran ändern, daß wir wieder einmal aus den entlegensten Bezirken und mit feindlichen Tendenzen an demselben Punkte anlangen, so sonderbar das auch ist.

Walt: Das ist gar nicht sonderbar. Freunde wollen zusammentreffen, und Feinde wollen zusammentreffen, das liegt im Sinne von Freundschaft und Feindschaft. Auch wissen die Menschen es sehr gut; und wenn du darauf achten willst, wirst du bemerken, wie sie den Punkt der Vereinigung manchmal vorher ahnen, und ihm dann mit allen Mitteln, mit einem kindischen Zappeln und verstockten Beharren, auszuweichen bemüht sind.

Wult: Oh, großer Bruder, wenn du derart moralische Bemerkungen machst, so weiß ich immer: das hat er an mir gelernt. Aber du wirst mir die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß ich nicht immer so stöckisch bin. Heute, lieber Walt, bin ich es nicht. Das dunkle Licht, das mich durchdringt, und das helle Licht, das von mir abprallt, die beiden haben mich in die Heiterkeit eines schönen Gleichgewichts gebracht. Es ist mir, als ob das dunkle Licht auch ohne mich da wäre, das helle aber ohne mein Auge nicht; und so fühle ich mich auf einer wunderbaren Grenze zwischen reglosser Materialität und Gottheit, zwischen Demut und Herrschaft.

Es ist mir, als verstünde ich nun von mir aus die Signatur der Dinge, die Liebe und die Freundschaft.

Walt (nach einer langen Pause, mit einer bei ihm ganz seltenen Verfinsterung): Es gibt keine Freundschaft, Wult; es ist sehr bequem, sich seraphisch zu entziehen, ich sage nicht, wem. Aber es gibt Freunde.

Wult (aufflammend): Es gibt keine Freunde: aber es gibt Freundschaft.

Walt: So lerne von der Natur, daß es Brüder gib— — weit vor und weit über der Brüderschaft.

Wult: Ja, Brüder gibt es. Die Natur bedurfte ihrer; denn wie hätte sie sonst wohl die für ihre Zwecke so notwendige Feindschaft in die Welt bringen können!

Dieses gesagt, erschrak Wult so, daß ihm der Atem nicht völlig gelang. In dem Blick, mit dem er seinen Bruder faßte, glomm eine sonderbare, trostlose Wildheit auf, und es hätte zwischen den beiden unzertrennt lichen Menschen in diesem Augenblick zu einem Durchbruch von Haß kommen können, wenn nicht der verletzliche Wult zu seiner Genugtuung gesehen hätte, in welch großer Betroffenheit der Bruder dastand, und diese Genugtuung darüber machte ihn reuig und liebenswürdig. Also ging er auf ihn zu.

Wult: Wen ich ehren soll, Walt, der darf sich um meine Schlechtigkeit nicht kümmern. Komm, setze dich.

Walt: Du bleibst das Kind, lieber Bruder, und beschämst uns auf deine Weise. Sprichst du schon von Schlechtigkeit, da dir ein voreiliges Wort entschlüpft ist. Bist du denn so schlecht?

Wult: Du solltest doch nicht lächeln.

Walt: Was hast du denn schon Arges getan — denn die Erbsünde ist ja wohl auf beiden Seiten der Gleichung, und wir können sie aus der Rechnung lassen.

Wult: Wird je ein Mensch groß, ohne Arges zu tun? Und die Erbsünde dürfen wir wohl keineswegs aus der Rechnung lassen. Glaube mir, Bruder, was ich dir sage. Oft schon hat mich die Reue so ergriffen, daß ich glaubte, weiße Haare zu bekommen. Oft schon lag ich in der Nacht, und während die goldene Henne am Himmel ihre Küchlein hütete, umwimmelte mich das schwarze kleine Gespensterheer der Schuld, der Vergangenheit, des Lebens. Und obgleich ich, wie du, alles durchschaute und nichts mir standhielt und nichts mich quälte, war ich doch so gequält, daß ich Furcht vor Verbrechern und vor dem Tode hatte.

Walt: Und was sagte dazu die Stimme, die von deinen guten Taten zu berichten hatte?

Wult: Nichts, Walt. Sie schwieg; denn siehst du: das Schlechte ist wohl eine Schuld, aber das Gute ist dennoch kein Verdienst.

Walt: Das ist Hypochondrie.

Wult: Das ist der Trost. Denn wenn ich auch sage und mich mit Ernst dazu bekenne, daß unsre Persönlichkeit, um dieses mittelmäßige Wort zu gebrauchen, aus allem Schlechten, Schwachen und Irdenen, das wir tun und leiden, gebildet ist — leugne ich damit denn das Gute, Edle und Starke? Ich weise ihm nur einen höheren Rang an. Ich fühle mich nicht als den Täter solcher

Dinge, sondern als das Werkzeug in der Hand eines überirdischen Täters, ohne Verdienst also, aber sehr begnadet. Wäre dem nicht so, ja, wäre diese Anschauung nicht allen Menschen natürlich, würde dann wohl Eitelkeit als ein so großes Laster erscheinen, daß sie gute Taten aufzuheben vermag?

Walt: Ob denn in solchen Gefühlen von Auserwähltheit nicht die allergrößte Eitelkeit steckt?

Wult: Nein. Ich sagte es schon: der Trost steckt darin. Denn wenn das wahr ist, was ich sagte, und es ist wahr, so gilt es nicht nur im Leben, sondern es gilt auch im Tod. Wer sind wir? Nicht länger als das vom Ruderschlag aufgeworfene Wasserkäglein in seiner Form auf der glatten Fläche des Sees bleibt, nicht länger lebe ich, lebst du in dieser Welt, die ewig ist.

Walt: Das schreckt mich nicht.

Wult: Mich könnte es wohl schrecken. Aber siehst du: das in mir, was nicht ich ist, lebt fort; es war auch bei Lebzeiten das Schöpferische in mir. Der Leib zerfällt, darnach die Persönlichkeit, darnach der Charakter, und übrigbleibt unzerstörbar einzig jenes Schöpferische. Was unsterblich ist in uns, das ist nicht uns unsterblich; — sollte dieses Wort nicht allen Schmerz verlieren, wenn wir uns mit Nachdruck sagen: was lebendig war in uns, auch das war nicht uns lebendig?

Walt: Du wirst es mir nicht übel deuten, wenn ich Bekenntnisse dieser Art nicht ins Gespräch ziehen mag; sie wollen im Grunde keine Folgen haben, keine Schlüsse und Widerlegungen, vielleicht nicht einmal Zustimmung,

so monologisch sind sie und zwecklos. Und dennoch reizt es mich, dich auf dem Wege, den du mich führst, weiterzuziehen. Wenn das Gute unpersönlich und unsterblich, das Schlechte aber persönlich und vergänglich ist, welche Summe unsres Lebens ist dann wohl unsterblich? Ist sie groß oder klein?

Wult: Sehr klein.

Walt: Sehr groß; ich wage nicht zu sagen, wiewohl ich möchte: unendlich. Es gibt nämlich nicht, ganz vorsichtig ausgedrückt, soviel Schlechtigkeit in der Welt, wie du anzunehmen scheinst.

Wult: Soll das eine Theodizee werden?

Walt: Oh, kein so großes Wort. Wenn es dir recht ist, so nehmen wir das alles etwas heiterer.

Wult: Das ist mir nicht recht.

Walt: So wollen wir es etwas prägnanter nehmen, das kommt dann für mich auf dasselbe heraus. Zuvörderst: Was ist Schlechtigkeit? Das Objekt hat gar keine Eigenschaften. Nur das Subjekt hat sie, als eine Ordnung von Schubfächern und Schachteln, in die es das Objekt, und zwar keineswegs restlos, hineinfallen läßt.

Wult: Aber das Subjekt ist für ein andres Subjekt ohne weiteres ein Objekt.

Walt: Ja, das eben meine ich. Es bliebe dann, wenn ich unserm beliebten Denkfehler wieder sein Recht geben will, nur der urteilende Mensch wieder Gegenstand des Urteils, nicht der Handelnde.

Wult: Du meinst also, daß zwar eine falsche Einsicht sündhaft wäre, eine falsche Tat aber nicht?

Walt: In gewissem Sinne ist es so.

Wult: Nein, das ist mir zu willkürlich, und es lähmt mich.

Walt: Warum denn? Wir sind ja in dieser schönen Vormittagsstunde kein Tribunal von Richter, Staatsanwalt und Geschworenen. Auch werden wir ja, wenn wir dein Zimmer verlassen, ohne weiteres wieder dem Fetischismus verfallen, ohne den wir keinen Schritt im Leben tun können. Laß uns ruhig noch darüber schweben. Zwar sind wir Teile und müssen im Geteilten leben, aber wir sind auch gleichnisweise und auf die Dauer eines Blitzes das Ganze.

Wult: Auf diese Art schafft du ja das Schlechte aus der Welt, aber auch das Gute.

Walt: Vielleicht doch nicht; nämlich wenn ich dein Zwar—Aber nicht anerkenne. Ich glaube nämlich ganz eigentlich nicht an das Schlechte.

Wult: Das ist stark.

Walt: Aber, Lieber, du glaubst ja noch weniger daran als ich. Ich habe in ein paar Fällen ganz klar erkannt, daß schlechte Regungen aus dem Keim des ganz Guten hervorwuchsen, es waren Sachen darunter wie Hohn, Grausamkeit, Bruch des Vertrauens.

Wult: Erzähle mir ein Beispiel.

Walt: Ich kannte einen Menschen, der in ungewöhnlichem Grad frei vom Neide war. Ich sah ihn mit hervorragenden Männern in Verkehr treten und verlegen und ratlos werden, wenn das Gespräch der andern auf Rangverhältnisse kam und eifersüchtige, auffässige Worte

fielen. Er begann sich seiner Reinheit zu schämen, und als sie ihm erst so bewußt war, fürchtete er, daß auch die Genossen sie bemerken und schließlich als Vorwurf empfinden müßten. Da gewöhnte er sich daran, mitzureden in der Weise der andern; nach einiger Zeit glaubte er mitzufühlen; darüber kam ein Trübsinn über ihn; und eines Tages stand er da, das Gemüt vor Neid empört.

Wult: Das hast du gesehen! Du hast wahr gesehen. Aber was hilft es dem Schuldigen, daß er einmal unschuldig war?

Walt: Jetzt spreche ich wie du: es ist ein Trost; oder da mir das Wort zu hilflos ist: es führe ihn zur Heiterkeit. Durchschauen wir das Schlechte als einen Trug; wenn du willst: als eine Ungeschicklichkeit.

Wult: Tritt nur dem Teufel den Schwanz ab, das bringt ihn nicht aus der Welt. Du gibst dem Ding einen andern Namen und glaubst, es habe sich geändert.

Walt: Ja, damit müssen wir schon einverstanden sein, an irgendeinem Punkte zu entdecken, daß wir bei allem Denken, vornehmlich aber beim moralisierenden, nichts weiter tun, als was Adam im Paradies tat: den Bestien Namen geben; das ist nicht nur amüsant, es ist auch von Vorteil. Keine Vorstellung ist ganz stumm, kein Wort ist ganz dumm. Wir geraten in eine größere Sicherheit zu den Dingen, wenn wir ihnen Namen zu geben imstande sind; ändern wir damit nichts an den Dingen, so lernen wir sie doch dadurch, wiewohl auf eine gewalttätige Weise, beherrschen.

Wult: Sieh einmal um dich; sieh die Ströme von Blut, das Brausen der Angstschreie, erinnere dich an die Hinrichtung des Damiens — und du wirst vor der Wirklichkeit deine kleine Definition ins Nichts vergehen sehen.

Walt: Sprechen wir schon wieder von ganz verschiedenen Dingen? Ich dachte, es sei die Rede von dem Schlechten, das sich in jeder guten, durchschnittlichen, moralischen Komplexion findet. Du warst es doch, der Regungen der Reue eingestand. Des Bösen aber schämt sich kein Mensch; nur des Schlechten schämt man sich; das will sagen: jenes gehört zu den Kräften des Lebens, dieses zu den Schwächen. Da hast du wieder meine Gleichung. Jenes können wir nicht wichtig genug nehmen, dieses ist eine Bagatelle; schon darum, weil jeder Mensch, der die Ehrlichkeit dazu hat, sich dazu bekennen muß. Sagt doch schon Lichtenberg, daß wir einander nicht eher lieben würden, als bis wir unser Leben bis in das einzelne unsrer Fehler und Schwächen offen dargelegt hätten.

Wult: Der gute Lichtenberg! Er irrt sich. Das ist so recht eine Meinung aus der Zeit, wo man glaubte, in der moralischen Wirrnis mit dem bißchen Leuchten der Vernunft zurechtzufinden. Sehr einfach. Man braucht nur das Gute zu beweisen, und es wird sofort getan werden. Während doch die Menschen das glauben, was sie wünschen, und das beweisen, was sie glauben. Ja, so ist es, die Vernunft ist wie die gefangene Andromache, die edle Magd eines brutalen Kriegers; sie dient dem Trieb, der grundlosen Frechheit und dem Gelüst.

Er ſtand auf, ging durch das Zimmer und ſtieß zuweilen einen Lachlaut durch die Naſe, dann fuhr er fort:

Wult: Seine Fehler und Schwächen offen bekennen! Weißt du, was das hieße? Das hieße: ſich mit gebundenen Händen dem Pöbel ausliefern. Und zwar einfach deswegen, weil eben doch nicht alle Menſchen es tun, und immer werden die Verſchweigenden ſich überheben. Oder kennſt du etwa nicht den geheimnisvollen Mechanismus der Öffentlichkeit? Hundert Sünden von mir, die ich allein weiß, wiegen nicht die eine meines Mitmenſchen auf, die alle Welt weiß. Die meine kenne ich, wenn ich irgend will, in ihrem Zuſammenhang und ihrer Urſache, in ihrer Unſchuld; die des andern nur in der Brutalität der Tatſache. Meine entſchuldige ich durch den Gottesblick der Kauſalität; die des andern ſchwärze ich mit der ganzen teufliſchen Unbefangenheit des Fetiſchismus; und ſelbſt, wenn ich perſönlich fähig und geneigt wäre, ſie zu verzeihen, ſo entziehe ich mich doch nicht der Unheimlichkeit, zu der ſie ſich verändert, wenn ſie öffentlich bekannt wird. Daher das furchtbar nie wieder Gutzumachende, nicht etwa nur des lügneriſchen Verrats und der Verleumdung, ſondern jeder Anklage überhaupt. Es iſt ſo, als wenn wir an einem Totenbette ſtehen und nun die ganze Vergangenheit, die wir mit dem Geſtorbenen gelebt haben und die in gewiſſem Sinne durch unſre Liebeskraft, Schmeichelei, Überredung und ſeine Güte und Nachſicht oder Schwäche flüſſig und veränderlich zu ſein ſchien, mit einem Schlage erſtarrt. Zwiſchen mir und dir vielleicht, aber niemals

gibt es Pardon zwischen ich und du; das stellt sich in allen Fällen, die öffentlich geworden sind, heraus. Man gebe einer Anklage den echten schurkenhaften Zuschnitt, und es ist keine Verteidigung dagegen möglich; dem Publiken ist zu leicht und unwidersprechbar eine niederträchtige Fassung zu geben.

Walt: Es ist so. Nur daß ich auch hierin keine Bosheit, sei sie blind oder planvoll, erblicken möchte.

Wult: Sondern gar was Gutes als Wurzel auch dieses Schierlings und Nachtschattens?

Walt: Vielleicht nicht gerade durchaus was Gutes; aber doch etwas Notwendiges und Gesetzmäßiges.

Wult: Den Fetisch?

Walt: Das weiß ich im Augenblick noch nicht; es wäre freilich hübsch. Sieh, es ist ja ein gewöhnlicher — manchmal komischer und manchmal tragischer, das heißt immer komischer und immer tragischer — Irrtum, daß sich der Mensch den andern Menschen durchaus in seiner zusammengedrängten und kompendiösen Form erwartet, auf jeder Seite die sämtlichen Werke, und enttäuscht ist, wenn er dieses erwartete starke Licht gebrochen und verschattet findet. Um es philosophisch auszudrücken: er verlangt schon zum täglichen, empirischen Verkehr den ewigen, intelligibeln Menschen; bei sich selbst aber setzt er, umgekehrt, sehr naiv voraus, daß seine empirische Unzulänglichkeit ohne weiteres auf den Kredit seiner intelligibeln Heiligkeit gesetzt werde. Beim andern benutzt er das Empirische zum Vorwurf, bei sich das Intelligible als Entschuldigung.

Wult: Und ich nenne das Heuchelei.

Walt: Es ist aber ein Trieb. Es ist eben der Trieb zum Intelligibeln, und die Ahnung davon, unverkennbar. Es ist das unbewußte Bewußtsein des Unpersönlichen in uns, der Einheit und Wahrheit. Hast du bemerkt, daß jeder völlig Unbekannte, auf den dein Blick von ungefähr, auf der Straße, im Eisenbahnwagen, fällt, dir so wunderbar einheitlich und richtig gekleidet scheint, jede Falte, jede Farbe, jeder Flecken am richtigen Platz? während dich am genau Bekannten manches davon stört und ärgert. Oder bist du nicht auch oft von einer neuen Bekanntschaft entzückt und berauscht gegangen, die du nach acht Tagen nur deshalb nicht brav hechelteſt, weil du dir nicht gar zu auffällig widersprechen wollteſt? Bist du aber sicher, wann du recht hatteſt? Du kannſt es nicht sein; denn derselbe Trieb zur Einheit hat dich im Anfang gläubig und nachher kritisch gemacht. Das rumort in uns; es fährt als Anklage heraus, stark wie ein Matrosenfluch, und bleibt als Verteidigung schwächend in unsern Eingeweiden. Es macht gerecht wie Römer das eine Mal, und ein ander Mal nachsichtig wie eine Mutter.

Wult: Gerecht gegen die andern, nachsichtig gegen uns: aber das sagte ich ja, mein Lieber, genau das. Eine nette Verteilung. Und darum bleibt es dabei: seine Schwächen und Fehler eingestehen, das hieße mir nicht ein Mangel an Schlauheit, sondern ein Mangel an Weisheit. Dabei habe ich oft daran gedacht, mein Leben zu beschreiben, und habe dazu viel gesammelt und im

einzelnen notiert; aber ich weiß doch nicht, zu welchem Zwecke, und darum nicht, in welcher Fassung ich die Arbeit machen soll. Was hältst du von einem solchen Fall?

Walt: Benvenuto Cellini meint, daß alle Menschen, wenn sie das vierzigste Jahr erreicht und irgend etwas Tugendsames oder Tugendähnliches geleistet hätten, ihr Leben beschreiben müßten.

Wult: Schön, das sagt Cellini, und es klingt in seiner naiven Ruhmredigkeit schon anders als das Lichtenbergische Motiv; aber ich wollte ja wissen, was du darüber denkst.

Walt: Wenn irgendwer mich darnach fragte, so würde ich ihm dazu raten, und zwar aus ernstester Überzeugung; ich selbst aber denke nicht daran. Mir persönlich scheint der Antrieb dazu in unsrer Zeit nicht einfach genug. Ich brauche mir nur vorzustellen, daß Cellini den Zeitpunkt für die Autobiographie ins vierzigste Jahr setzt, während ich ihn ins siebzigste, und wenn es hoch kommt, ins achtzigste setzen würde. Gibt nicht sein Termin einen starken Begriff davon, was ein Mann seiner Zeit bis zum vierzigsten Jahr erlebte? Inzwischen ist aber die Möglichkeit zu Abenteuern sehr geschwunden, und selbst echte Abenteurernaturen müssen heutzutage bald in die polizierte und geordnete Welt einschwenken, wenn sie nicht zu den Verbrechern gedrängt werden wollen. Was hat ein Mann von vierzig heut erlebt? Nichts las die mehr oder minder individuelle Ausführung eines und desselben Schemas. Die Schule, die Universität,

die Vorbereitung zum Amt, das sind die ersten dreißig Jahre. Danach kommt das Amt oder der Beruf. Gewiß, jedermann erfährt in seiner Natur, in seiner Familie und Rasse und ähnlichen Umständen ganz besondere, nur ihm eigentümliche Hemmungen und Förderungen auf seinem Lebenswege; aber wie heillos privat, wie eng und langweilig sind dergleichen Darstellungen schon in unserm neuen deutschen Roman, geschweige im bloßen Lebenslauf. Das ergibt diese Darstellungen mit übertriebenem Profil, diese Vergrößerungen der kleinen Unterschiede, damit man sie nur ja bemerke, die ein so klägliches, unweltmännisches, wichtigtuerisches Gepräge haben. Wozu ist es nötig, über die erste Liebe, die erste Verführung, die erste Niederlage, den ersten Sieg und solche Schicksale jedermanns in einem andern Leben zu lesen? Ich sehe dazu keinen Grund, als daß der ungeheure Apparat von Verlegern, Druckern und Buchhändlern schon einmal da ist und Arbeit auf seine Mühle braucht. Ich sehe darin keinen Reiz und keinen Nutzen.

Wult: Nennst du das zum Abfassen von Autobiographieen zureden?

Walt: Das nicht, aber es kommt noch. Über den geringen Nutzen der Darstellung eines fremden Lebens denkst du ja nicht besser als ich. Ich halte zudem die Menschen der heutigen, erschütterten Welt weder für willig noch für fähig, aus fremden Erfahrungen mit einiger Unmittelbarkeit zu lernen; selbst die Beherrschung seiner selbst und seines Lebens segelt man sich listig den eigenen Schicksalswinden ab. Und alle diese

Umstände erhöhen bis zur Unleidlichkeit die größte Schwierigkeit des Unternehmens; das ist die, den Grad der Ausführlichkeit zu bemessen.

Wult: Das ist ein künstlerisches Problem.

Walt: Es ist ein moralisches noch viel mehr. Denn bei einer zu geringen Ausführlichkeit in der Darstellung der Begierden und Leidenschaften tritt die moralische Selbstentkleidung nicht ein, und also auch nicht die Wirkung; bei zu großer Ausführlichkeit aber, die bis ins Physische geht, wird die moralische Wirkung aufgehoben, denn sie wird dadurch vollständig atomisiert. Das ist dann dasjenige, was man Zynismus nennt. So liegt also auch die Möglichkeit der moralischen Wirkung auf einer sehr genauen Grenze, und freilich dringt hier in die moralische Sphäre die ästhetische Grundnatur des Lebens ein. Also den Nutzen gebe ich preis, aber den Reiz gebe ich nicht ganz preis. Ich tadelte vorhin unsre Romane; dennoch wünsche und billige ich Autobiographieen, die wie Romane abgefaßt sind. Werden wir in solchen auch nicht die pittoresken, abenteuerlichen, überraschenden, durch die Bizarrerie der bloßen Linie reizenden Erlebnisse der Cellini-Menschen finden, so kann uns die poetische Darstellung einen Ersatz dafür bieten.

Wult: So möchtest du also Dinge fördern, die du dann doch glaubst gering schätzen zu dürfen?

Walt: Ja, ich kann mir nicht darüber hinweghelfen. Ich habe schon manches Mal geglaubt, daß das Intensive als Surrogat für das Extensive erfunden wurde, daß zum Beispiel die treue Liebe ein Ersatz, ein faute de

mieux für Don Juans Liste ist. Da ich selbst aber, wie du weißt, sowohl für das Intensive als für die Treue bin, so muß ich wohl oder übel auch in der ästhetischen Durchbildung durchschnittlicher Erlebnisse, sowohl im Roman als in der Autobiographie, den Ersatz dafür annehmen, daß sie nicht amüsant sind.

Wult: Eines hast du vergessen, Walt.

Walt: O, du funkelst ja.

Wult: Eines hast du vergessen, Bruder. Du glaubst, daß im Mittelpunkt einer Biographie unbedingt eine Persönlichkeit zu stehen habe.

Walt: Ja wie denn nicht?

Wult: Könntest du dir nicht denken, daß jemand sein Leben beschriebe, zumindest aus ihm erzählte, ohne daß er damit sein bißchen Zufälligkeit andern aufdrängen müßte?

Walt: Ich könnte es mir denken; — aber du kannst es vielleicht tun.

Wult: Ja, ich glaube, ich kann es. Ich liebe das Anonyme. Eine Persönlichkeit ist mir nur ein Becher, nicht der Trunk; ich liebe die Welt mehr als mich. Daß ich bin, hat mich mein Lebtag mehr aufgeregt, als daß ich bin; und so denke ich denn, daß ich mein Leben erzählen könnte, ohne über mich etwas auszusagen, sondern nur über die Welt. Für das, was mich in den Nächten quält, doch auch nicht in jeder Nacht, habe ich ja, glücklich wie ich bin, ein Ohr, es anzuhören, eines Bruders Stimme, es zu zerstreuen. Meinen Lebensgang als Bürger aber muß ich mir auf eine ganz künstliche Weise in die Erinnerung rufen, so

wenig achte ich ihn. Erlebnis ist mir demnach nicht, was meinem engen Sein eine Lust oder eine Qual schafft, sondern was mich darüber beruhigt oder darin erschüttert, daß die Welt in einer geheimnisvollen Sicherheit gehalten ist. Ich möchte die Geschichte der Ungeduld schreiben, die Geschichte der Verwandlung des Zeitgefühls und mehrere der Art. Wenn ich Arbeiter an einem Sommertag in der Mittagsstunde auf einem Möbelwagen oder am Straßenrande bei den Kokskörben schlafend sehe, wenn ich Nichtstuer an der Straßenecke lachen höre oder zuschaue, wie derbe Blumenweiber und Kutscher in ein Hallo geraten, weil ein müder, vor Alter gelber, rostfleckiger Droschkenschimmel einen roten Nelkenstrauß ergattert hat und auffrißt — so bin ich ganz außerordentlich bei Leben und sehr glücklich. Als ich als Knabe von elf Jahren das Lied vom Rosengarten las, wo Siegfried und Dietrich, die beiden unbesiegbaren Helden getrennter Zirkel, im Kampfe zusammentrafen und Siegfried unterlag, da war ich sehr unglücklich, und noch heute empfinde ich die Ruchlosigkeit des Einfalls, und ich spüre etwas davon, wenn ich Goethe unter den Augen der preußischen Generale in Erfurt sehe. Als ich Achill über Hektorn stellte, durchfuhr mich zum erstenmal das Leben wie ein prachtvoller Sturm. Als ich zum erstenmal erkannte, daß alle Qualität nur eine an einer mystischen Skala in uns abgelesene Quantität sei, wurde ich fähig, zu denken; und als ich zehn Jahre später lebendig erfuhr, daß alle Quantität schon eine Qualität ist, vermochte ich die künstlerische Gestaltung der Welt zu schauen.

Walt: Und heute hat dich das dunkle Licht — was es sonst nicht tut — erleuchtet; denn es ist etwas Undurchdringliches an dir, woran das dunkle Licht als Helligkeit aufschäumt.

Wult: Ja, lieber Bruder, und nur davon wollen wir reden und nur darin leben.

Die Verwandlung des Dionysos

Es ging schon zum Abend, als Dionysos, der Eroberer, sich einer kleinen Stadt in Arkadien näherte, die von einem sanften Hügel hernieder sich ohne Mauer, als ob sie Überfall nicht zu fürchten hätte, in das Tal hinein ausbreitete. Die Menschen in dieser Stadt lebten in ziemlicher Ruhe und Heiterkeit, und ihre Gemütsart wurde allzusehr von den Melodieen der Hirtenflöte geleitet. Es war viel Tugend in ihr, und darum blickten die Götter mit wenig Wohlgefallen und fast mit Verachtung auf sie.

An diesem Abend nun kamen wie gewöhnlich die Weiber aus den Häusern hervor, hockten vor den Türen, sahen den spielenden Kindern zu oder fanden sich zu einer Schwätzerei zusammen. Schon hörte man die Musik der heimkehrenden Hirten, die trillernden Flöten und das tiefe Hupp-Hupp der Schalmeien.

Auch Dionysos hörte es. Der Satyr, der vor ihm her die Panther wie eine Koppel Hunde hielt, schüttelte die Stricke; es kam Unruhe in die Katzen, und sie murrten tief aus der Kehle.

Da faßte ein Schrecken die Hirten, sie brachen ihre Melodieen ab und trieben eilends die Herden in die Stadt.

Die Weiber, die sie mit Lachen wollten willkommen heißen, erstaunten über die ungewohnte Hast der Heimkehrenden. Sie fragten, ob Wolf oder Luchs oder die wilde Katze der Berge sich gezeigt habe, aber die Hirten verdoppelten ihre Hast, gaben Antwort ohne Auskunft und brachten die Tiere zu Stall. Und, was noch niemals geschehen war, vor der kurzen Dämmerung des Herbstes, bei wolkenlosem Himmel, war die Stadt wie ausgestorben.

Der schweigenden näherte sich Dionysos. Seine weiße Gestalt wurde größer, die Satyrn und die Nymphen aus Nysa, die Ammen des zweimal geborenen Gottes, drängten sich enger an ihn, eine Pauke scholl, die Becken schlugen zum Lärm bereit aneinander, und die Panther knurrten tiefer. Aber noch schwiegen sie. Immer näher kam der Zug der Stadt. Je näher er kam, um so fester wurde der wirre Knäuel, um so stürmischer pochte der vielgemischte Klang aus dem Haufen. Man hätte meinen können, daß eine Rotte von Aufrührern und Verschwörern einherstürme. Plötzlich schwärmten sie aus, und der Jubel brach hervor, Gesang, Paukenschlag und ein süßes, schneidendes Lied der Flöte. Dryaden und Hamadryaden drängten sich in Busch und Baum, aber aus den Quellen und von den Felsen stiegen die göttlichen Weiber und strömten in den Zug hinein. Die Stadt jedoch, auf den Wink des leuchtenden Dionysos, verstand den göttlichen Lärm nur so, als käme ein Unwetter aus den Bergen. Aber wo in den Stuben die Familien zusammensaßen, trat ein Unfriede an den Tisch, der Mann

sah voll Haß auf die Hausfrau, die Kinder voll Trotz auf die Eltern. Ein jedes machte sich ein Geschäft, durch das Zimmer zu laufen, und hütete sich, den andern zu berühren. Wer allein in seinem Gemach war, entzweite sich mit sich selber, geriet in eine wilde, entschlossene Unsicherheit, die Mädchen fühlten, daß sie keinen Widerstand leisten würden, und die jungen Männer, daß sie sich nicht scheuen würden, Gewalt zu gebrauchen. Plötzlich schrieen sie auf. Zum Fenster herein wuchs mit Schlangenschnelle der Efeu, vom Markte her rauschte der Brunnen wilder als ein Frühlingsbach, und Quellen rieselten überall zwischen Mauern und Quadern hervor. Und nun vernahmen sie das wilde, göttliche Wesen, das in die Stadt drang.

Zwei Schwestern hörten es, Alkathoe und Leukippe, rein behütete Töchter eines fast königlichen Mannes; ihre Spinnrocken umgrünten sich mit Reben und Lorbeer, der Faden wurde unter ihrem benetzten Finger zu einer Ranke; da schrieen auch sie auf, beide in einem Schrei, und stürzten auf den Markt. Aus allen Häusern stürzten die Weiber heraus und mischten sich in den Zug. Sie rissen die Kleider von der bedrängten Brust, bekränzten sich mit Efeu und stimmten in den ganz entfesselten Jubel ein. Niemanden kümmerte es, kaum zum Gelächter, wenn ein Paar in den Weg sank, und die Verliebten brausten nach verbüßter Lust wieder zu den übrigen heran. Die ganze Nacht stürmte der Taumel übers Land. Aber während der ganzen Nacht sahen Alkathoe und Leukippe nicht das Antlitz des Gottes

so sehr sie auch unter die Satyrn drängten, er flog ihnen voran, wie die führende Wildgans ihrer winklig geteilten Schar.

Als der Morgen dämmerte und sie krank und übernächtig, verstummend von der Heiserkeit ihrer Kehlen, von der Kälte des Taus und der schwebenden, blassen, reinen Helle, gebändigter scheinbar, aber mit einer Beimischung von Haß in ihrer müden Lust, sich zu fast geordneten Reihen fügten, musterten sie einander. Da sah ein jedes in ein fremdes, unerträglich fremdes Gesicht. Sie fröstelten bis in die Herzen vor den fremden Gesichtern ringsum; aber sie fühlten die Kraft nicht mehr und eher einen Widerwillen, in Weinesluft und Liebe das Fremde hinwegzuglühen, sei es auch nur für den Rausch des einen göttlichen Augenblicks, in dem die feste, weizentragende Erde klafft und mit den Feueraugen der Unterwelt die Ewigkeit hereinschaut. Sie sahen voneinander weg; sie sahen geradeaus und gingen geradeaus, und wie nach einer fernen Erinnerung horchend, horchten sie betroffen, bitter und selig auf die Musik, und sie klang ihnen wie die einer Leier. Immer mehr ordnete sich der Zug, er keilte nicht mehr ineinander, schon schlüpften von den Nymphen der Berge und Bäche manche und manche davon.

Und immer noch hatten die Schwestern Alkathoe und Leukippe das Auge des Dionysos nicht gesehen. Da näherte sich ihr Weg einem andern, den er kreuzte, und auf diesem andern — sie erstarrten alle, alle bis auf den Gott, im fürchterlichen Schrecken — kam unterm

Lärm der Pauken, Triangeln und Flöten, umjubelt von thyrsusschwingenden Weibern und schreienden Satyrn, frischglänzend vom Morgentau die ganze Schar, der Gott Dionysos einher. Alkathoe sah in sein leuchtendes Gesicht, in die dunkeln, schimmernden, ewig vertrauten Augen; sie warf die Hände in die Höhe, und so, als wollte sie sich in eine Tiefe stürzen, rannte sie querfeldein unter die Löwen und Esel, Pane und Silene, dem Gott vor die Füße.

Ihr nach die andern, und nur Leukippe nicht. Zögernd, bangend und einer nie gefühlten Würde voll, und ohne Schüchternheit schritt sie auf den ersten Dionysos zu, um ihm ins Gesicht zu sehen, und sie erkannte den Drachentöter Apollon. Der verwandelte Dionysos nahm sie mit Götterkraft und schwebte mit ihr dem fernen Gebirge zu. Dort, auf dem höchsten Grat, verloderte er in die Glorie der empordonnernden Sonne; sie aber blieb zurück, sie sank hin, und als Quelle, in Schleiern rauschend, hängt sie über Klippen und Felsen ins Tal hernieder.

Gedruckt

in der Weiß-Fraktur von der

Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Druckleitung, Schmuck und Einbandentwurf:

E. R. Weiß

Werke von Moritz Heimann

Die Liebesschule. Eine dramatische Dichtung.

Joachim von Brandt. Eine Komödie.

Der Feind und der Bruder. Tragödie.

Novellen.

446419

LG Heimann, Moritz
H4675p Prosaische Schriften. Vol.3.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED